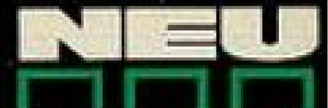
1,60 DM / Band 554
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Sie kam von den Sternen

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Sie kam von den Sternen

John Sinclair Nr. 554

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 14.02.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Sie kam von den Sternen

James Lidholm wußte, daß er sterben sollte!

Er wunderte sich nur darüber, wie ruhig er seinem Schicksal entgegensah. Vielleicht lag es daran, daß er stets mit der Gewißheit hatte leben müssen, daß es ihn irgendwann einmal erwischte. Nicht im Krankenhaus oder im Schoß der Familie, dafür auf die kalte, die grausame Tour. Mit einer Kugel im Schädel oder einer Garbe durch die Brust. Er hoffte nur, daß es schnell und ohne Schmerzen vorbeigehen würde.

Fast entspannt saß er am Steuer des Saab. Neben ihm hockte einer seiner zukünftiger Mörder, ein grauhaariger Mann, der eine FN-Pistole in der linken Hand hielt. Der Mann war schon älter, sehr elegant gekleidet. Sein Streifenhemd zeigte einen modischen Schnitt, die Krawatte saß perfekt, aus der Brusttasche lugte ein Einstecktuch.

Hinter Lidholm lauerte der zweite. Er hielt einen Arm ausgestreckt. Die Mündung des schweren Revolvers drückte seitlich gegen den Hals des Fahrers. Sie blieb dort trotz der schlechten Wegstrecke.

Es war eine einsame Gegend. Menschenleer, rauh und windig. Die Scheinwerfer des Saab glitten über Büsche und Felsen, tauchten hinab in Mulden, tanzten aus ihnen wieder heraus und warfen ihr Gespensterlicht in die Finsternis, als wollten sie einen Vorhang zerstückeln.

Lidholm wußte, daß es bis zum Ort der Tat nicht mehr weit war.

Der pistenartige Weg führte direkt in den Steinbruch und endete dort, wo das Gelände steil abfiel. Reifenspuren hatten die Strecke gezeichnet. Sie stammten von den Rädern schwerer Trucks, die tagsüber das Material aus dem Steinbruch holten.

Nur verschwanden sie bald nach rechts weg. Dorther führte der große Bogen, der in einer weit angelegten Kurve zur eigentlichen Einfahrt hinzielte. Lidholm mußte geradeaus fahren.

Bis zur Grenze waren es nicht mal eine halbe Meile. Die ersten Verbote- und Warnschilder erschienen an der Seite. Der Weg war jetzt verschwunden, die Männer rollten durch das Gelände, und der Saab schaukelte im Rhythmus der Bodenwellen.

»Das hättest du dir sparen können«, sagte der Grauhaarige. »Aber wenn es dem Esel zu wohl wird, geht er aufs Eis.«

Lidholm schwieg.

Dafür lachte der Kerl hinter ihm. Er war klein, drahtig, hatte ein Rattengesicht mit spitz zulaufendem Mund und war der Typ für die Drecksarbeit, wenn der Grauhaarige sich vornehm zurückhielt.

»Vielleicht liebt unser Freund den Tod?«

James Lidholm fuhr weiter. Er hatte sein Hirn auf Durchzug gestellt. Durch die Bemerkung der Kerle wollte er sich nicht nervös machen lassen. Natürlich beschäftigten sich seine Gedanken mit einem Ausweg aus dieser fatalen Lage.

Leider sah es böse aus. Wenn er plötzlich bremste, brachte das nichts. Zwei Revolver zielten auf ihn. Einer würde immer schießen können. Dann gab es noch eine andere Alternative. Kurz vor Erreichen der Steinbruchkante konnte er Vollgas geben und die beiden Killer mit in die Tiefe reißen. Wenn sie 30 Yards weiter unten aufschlugen, würde von ihnen ebenso wenig zurückbleiben wie von ihm.

Das hörte sich schon besser an.

Aber der Grauhaarige war ein Profi. Vielleicht konnte er auch

Hellsehen, denn er lachte plötzlich auf, bevor er sagte: »Jetzt werden Sie bremsen, Lidholm.«

»Wieso? Wir sind…«

»Stoppen Sie!«

»Okay!« Mit keiner Regung zeigte Lidholm an, daß sein Plan durchkreuzt worden war. Direkt neben einem großen Warnschild hielt er den Saab an.

»Ja«, sagte der Grauhaarige, »das ist gut. Genau die richtige Entfernung.« Er zog den Zündschlüssel ab.

Das Rattengesicht hatte den Wagen bereits verlassen. Die kühle Herbstluft füllte das Innere aus. Der Wind brachte den Geruch von verfaultem Laub mit, von Gras, Feuchtigkeit und auch Nebel. Über ihnen lag ein herrlicher, wolkenloser Himmel. Unendlich weit, dunkelblau, mit einem Heer von glitzernden Sternen, deren Pracht an die verstreuter Diamanten erinnerte.

Rechts neben der Kühlerhaube blieb James Lidholm stehen. Sein Blick schweifte nach vorn.

Er konnte den Steinbruch nicht sehen. Die Finsternis verdeckte das gewaltige Loch.

Hart schlug der Grauhaarige die Tür zu. Rattengesicht zielte auf Lidholm, schräg über die Motorhaube hinweg. Er hatte den Mund zu einem Grinsen verzogen. Dieser Mensch gehörte zu den Leuten, die Spaß daran hatten andere zu töten. Entsetzlich!

Vielleicht zwanzig Schritte bis zum Abgrund, dachte Lidholm, dann ist es vorbei. Er dachte darüber nach, wie sie es machen würden. Eine Kugel in den Rücken war immer am sichersten. Danach der Absturz, und Lidholm war vergessen.

Ein schmieriges Geschäft, auf das er sich eingelassen hatte. Aber er hatte Geld gebraucht, viel Geld.

Sein Blick glitt in die Höhe. Irgendwie fand er es kitschig, daß er kurz vor dem Tod noch einmal den Himmel sehen wollte. Dieses herrlich weite Firmament, übersät von unzähligen Sternen und einem dünnen, bleichgelben Halbmond.

Dieser Himmel war phantastisch. Er wirkte wie gezeichnet, fast schon unnatürlich. Bei diesem Anblick gerieten Romantiker ins Schwärmen, auch Lidholm mochte ihn. Nur blieb ihm nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen. Der Druck der Waffenmündung sagte ihm genug und brachte ihn sehr schnell zurück in die irdischen Realitäten.

Links von ihm, er wußte nicht einmal, welche Richtung es war, bewegte sich etwas zwischen den Sternen. Ein kleiner Punkt, sehr hell, fast überirdisch weiß.

Kein Flugzeug mit eingeschalteten Positionsleuchten, das war ein anderer Gegenstand, auch keine Sternschnuppe, möglicherweise ein Satellit, aber auch daran wollte er nicht so recht glauben.

Ein Ufo?

Komisch, dachte er, welche Gedanken einem Menschen kurz vor dem Ende durch den Kopf schießen. Er hätte eigentlich Todesangst verspüren müssen, statt dessen dachte er darüber nach, um wen es sich bei dem Gegenstand wohl handeln konnte.

Rattengesicht war etwas aufgefallen. »He, was glotzt du so? Gibt's da etwas Besonderes zu sehen?«

»Ja. Zwischen den Sternen bewegt sich etwas.«

Der Killer lachte. »Spinnst du?«

»Nein, schauen Sie hin. Es ist wie ein Raumschiff.«

»Vielleicht kommt dort dein Retter«, sagte der Killer lachend. »Die grünen Männchen vom Mars, die dich auffangen werden, wenn du in die Tiefe stürzt. Nur wird es dir nichts nutzen, denn mit zwei Kugeln im Rücken ist man schon tot.«

»Ich weiß...«

»Dann geh mal den Rest der Strecke. Du kannst die Schritte zählen. Es sind nicht mehr als zwanzig, mein Freund.«

»Da ist wirklich was!« Der Grauhaarige hatte gesprochen. Seine Aufmerksamkeit galt ebenfalls dem sich bewegenden Gegenstand am Himmel. »Das ist nicht natürlich.«

»Irgendein Flugzeug...«

»Nein.«

»Was sollen wir denn tun?«

Der Grauhaarige gab die Antwort sofort. »Wir werden noch etwas warten. Oder kommt es dir auf eine Minute an?«

»Bestimmt nicht.«

»Na also.«

Lidholm schielte nach einer Chance. Es gab keine. Rattengesicht interessierte sich nicht für den ungewöhnlichen Gegenstand. Seine Aufmerksamkeit galt nach wie vor James Lidholm.

Der hatte die beiden Killer und die Waffen längst vergessen. Der Gegenstand, der aussah, als würde er zwischen den Sternen schweben, faszinierte ihn.

Es war größer geworden, deutlicher, aber noch nicht genau zu erkennen. Dennoch schien er eine ungemein hohe Geschwindigkeit zu besitzen, weil er sich in kurzer Zeit immer mehr näherte und schon bald als Umriß zu erkennen war.

Sehr lang und mit einem Gegenstand, der auf ihm stand. Es sah aus wie eine Figur, die Platz auf einem Surfbrett gefunden hatte.

Sie flog noch näher heran, war besser zu erkennen. Auch der Grauhaarige konnte seine Spannung nicht unterdrücken. Lidholm hörte ihn scharf atmen. »Das ist ja Wahnsinn«, sagte der Mann. »Da steht ein Mensch auf einem Brett.«

»Sogar eine Frau!« sagte Lidholm.

Das Rattengesicht lachte. Allerdings nur kurz, dann verging ihm das Lachen, denn ein anderes Geräusch hüllte die drei Männer ein.

Es drang von der linken Seite und hörte sich an wie das Rauschen der Meereswellen gegen den Strand.

Hier floß kein Wasser, zudem drang das Rauschen aus der Luft an ihre Ohren. Sie hatten die Köpfe gedreht und sahen die Gestalt schräg vor und über sich.

Jetzt war sie deutlich zu erkennen und ebenso der Gegenstand, auf dem sie stand.

»Verdammt!« keuchte das Rattengesicht. »Das darf nicht wahr sein. Da… da steht eine Frau!«

Er hatte sich nicht geirrt. Sie balancierte mit nackten Füßen auf dem Surfbrett und sah trotzdem sehr sicher aus. Schuhe trug sie keine. Ihre nackten Füße standen auf der glänzenden und das Licht der Sterne reflektierenden Unterlage. Sie trug ein weißes Kleid, dessen Saum über den nackten Füßen schwang. Das Kleid war tief ausgeschnitten und hing an dünnen Trägern auf den nackten Schultern.

Im krassen Gegensatz zum Weiß des Kleides stand das Haar. Dunkel wie Kohle umwehte es ein Gesicht, das die Männer noch nicht erkennen konnten. Eigentlich hätte der steife Flugwind die Gestalt längst von ihrem Surfbrett wegfegen müssen, aber die Frau stand da, als wäre sie mit der Unterlage verwachsen. Sie hielt die Arme leicht abgespreizt. Goldene Armbänder lagen um ihre Handgelenke.

In den Ohrläppchen glitzerte ebenfalls goldener Schmuck, und sie wirkte so, wie sie da stand, königlich.

Dabei verlor sie ständig an Höhe. In einem schrägen Winkel glitt sie auf die Männer zu, die längst nicht mehr an ihr Vorhaben dachten, weil die dunkelhaarige Frau auf dem Surfbrett einfach zu ungewöhnlich war.

Auch nun war eine Entfernung kaum zu schätzen, aber es würde nur mehr Sekunden dauern, dann war sie da.

Das Rattengesicht erkannte es zuerst. Er holte tief Luft, dann gab er einen fast heulenden Laut von sich, bis er in der Lage war, überhaupt einen Satz zu sagen.

»Verdammt, verdammt! Das ist, nein… das ist kein Surfbrett. Das ist ein Messer!« brüllte er. »Ein riesiges Me …«

Seine Stimme erstarb.

Die Männer hörten noch ein Brausen, und eine Sekunde später war das breite Messer bei ihnen…

***

»Du mußt jetzt schlafen Liebling.«

Kevin Long, elf Jahre jung, hatte seine Mutter nicht in das Zimmer treten hören. Erst als er angesprochen wurde, schreckte er hoch und

ließ das Buch, in das er vertieft gewesen war, auf die Bettdecke sinken. »Hast du mich erschreckt, Mummy!«

»Das kann ich mir vorstellen.« Mrs. Long trat an das Bett ihres Sohnes. »Es ist wirklich schon spät. In zwei Stunden haben wir Mitternacht.« Sie setzte sich auf die Kante, strich mit der flachen Hand über die Bettdecke und streichelte danach Kevins Gesicht. »Meine Güte, Kind, du schwitzt ja. Was ist los?«

»Das Buch ist so toll.«

»So?« Sie lächelte. »Das freut mich. – Ich fand es auf dem Flohmarkt.«

»Ich weiß.«

»Was ist denn daran so toll?«

Kevin hielt das Buch hoch. Der feste Umschlag zeigte ein schon verblaßtes Bild. Man konnte auf dem dunklen Untergrund einen Sternenhimmel erkennen, der aussah wie eine runde Scheibe. Aus dem Himmel oder der Scheibe stieß eine Person hervor. Sie stand auf einem glänzenden Brett und trug ein weißes, langes Kleid. Sie flog durch den Himmel wie ein Engel, nur daß sie eben einen festen Halt unter den Füßen hatte. Ein märchenhaftes Cover, naiv gezeichnete Fantasy. Der Titel des Buches war nicht mehr zu erkennen.

»Wie heißt es denn, Kevin?«

»Weißt du das nicht?« staunte der braunhaarige Junge, auf dessen Gesicht sich Sommersprossen verteilten.

»Nein.«

»Aber du hast es mir doch gekauft.«

»Das schon. Mir hat das Bild so gut gefallen, deshalb habe ich das Buch nicht einmal aufgeschlagen, um nach dem Inhalt zu schauen. Ist das schlimm?«

»Bestimmt nicht.« Kevin rückte höher, damit er sich bequemer hinsetzen konnte. Das Kissen drückte jetzt in seinen Rücken. »Das Buch heißt«, er senkte die Stimme zu einem Flüstern und bekam große Augen, »Die Sternen-Prinzessin.«

»Oh!« staunte seine Mutter. »Den Titel finde ich toll. Handelt es denn von einer Prinzessin?«

»Ja, sie ist wunderschön und kommt von den Sternen auf die Erde, um die Menschen zu besuchen.«

Kevin hatte eine Gänsehaut bekommen, Beruhigend strich Mrs. Long über das Gesicht ihres Jungen. »Ein wunderschönes Märchen, da gebe ich dir recht, Liebling.«

»Nein, Mum, nein. Das ist kein Märchen.«

Mrs. Long zuckte zurück. »Kein Märchen?« Sie lächelte. »Was ist es dann?«

»Die Wahrheit, Mum.«

»Ach.« Linda Long hatte beschlossen, auf das Spiel ihres Sohnes

einzugehen.

Kevin nickte heftig. »Es steht in dem Buch, daß die Sternen-Prinzessin ihren Platz im Himmel verlassen wird, um die Erde zu besuchen.«

»Lebt sie denn im Himmel?«

»Nicht direkt. Hier steht, daß die Sterne ihre Freunde sind, daß sie ihre Prinzessin ist.«

Linda Long hatte beschlossen, auf ihren Sohn einzugehen. »Wann wird sie erscheinen?«

»In der Nacht, Mum.«

Mrs. Long lächelte. »Es gibt viele Nächte, ich könnte mir vorstellen, daß du nicht allzu lange auf sie warten willst…«

»Mum, das brauche ich auch nicht. Ich weiß, daß sie in dieser Nacht erscheinen wird.« Der Junge deutete auf das Fenster. Dahinter lag tiefdunkel die Finsternis. »Wenn wir Mitternacht haben, vielleicht auch kurz davor oder danach, wirst du sie am Himmel sehen können. Dann schwebt sie zwischen den Sternen einher.«

»Das weißt du genau?«

»Es steht in diesem Buch.«

Mrs. Long beugte sich vor. Sie legte ihre Hände auf das Kissen und rahmte Kevins Kopf ein. »Weißt du, mein Schatz, Papier ist geduldig. Man kann viel darauf schreiben. Manchmal sind es Märchen, dann Berichte oder Kommentare, auch Romane. Schreiben kann man viel, mein Junge. Was du liest, ist ein Märchen, das hat der Autor erfunden. Es wird nicht eintreten, verstehst du das?«

»Ja – schon, aber ich glaube dir nicht. Ich weiß, daß ich sie sehen werde. Es gibt sie – wirklich.«

»Zwischen den Sternen leben keine Menschen!«

»Aber auf ihnen, Mum.«

»Vielleicht. Ich aber meine, daß man so etwas nicht herausfinden sollte. Es ist einfach nicht gut. Man soll den Menschen ihre Phantasie lassen. So kann sich jeder etwas anderes vorstellen, auch du, Kevin, wenn du diese Märchen liest.«

»Für mich sind es keine Märchen.«

»Das glaube ich dir sogar. Trotzdem ist Zeit genug vergangen. Du solltest jetzt schlafen.« Sie nahm das Buch an sich und klappte es zu.

»Es kann ja sein, daß dich die Prinzessin besucht. In deinen Träumen, mein Schatz. Wenn du die Augen schließt und schläfst, wird die Prinzessin in deinen Träumen zu dir kommen, und du wirst mit ihr bis zu den Sternen reisen und dort wunderschöne Dinge erleben.«

»Gefährliche«, sagte Kevin.

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Doch, sie hat auch Feinde.«

»Aber keinen Namen. Mir hast du jedenfalls nicht gesagt, wie deine

Prinzessin heißt.«

»Sie hat einen wunderschönen Namen. Consuela heißt sie.«

Linda Long nickte. »Stimmt, mir gefällt der Name auch. Und sie kommt tatsächlich von den Sternen?«

»Ja.«

»Das finde ich toll.« Linda Long erhob sich. Das Buch legte sie auf den schmalen Tisch, wo auch andere Bücher ihren Platz gefunden hatten. Dann ging sie noch einmal zurück und gab ihrem Sohn einen Kuß auf die rechte Wange. »Der ist von mir.« Sie küßte ihn danach auf die linke. »Und der ist von Daddy, der leider arbeiten muß.«

»Jagd er wieder Verbrecher, Mum?«

Linda Long lächelte. »Ich hoffe, nicht. Aber er gibt acht, daß die Kinder und auch wir Erwachsenen ruhig schlafen können. So etwas finde ich wirklich toll.«

»Wenn er nicht schläft, sieht er die Prinzessin bestimmt. Man kann sie nämlich von überall sehen, wenn sie zu uns kommt. Der Himmel ist ganz klar, ich habe schon geschaut…«

»Du wirst sie bestimmt sehen können, auch wenn es nur in deinen Träumen ist. Gute Nacht, mein Schatz.«

»Gute Nacht, Mummy.« Kevin Long wartete, bis seine Mutter die Tür geschlossen hatte und ihre Schritte verklungen waren. Erst dann stand er auf. Er bewegte sich sehr vorsichtig und wollte verdächtige Geräusche vermeiden. Auf leisen Sohlen durchquerte er das Zimmer und öffnete die rechte Tür seines Kleiderschrankes. Er holte ein Jacke hervor und streifte sie über. Die Herbstnächte waren schon empfindlich kühl. Wenn er am offenen Fenster stand, wollte er nicht frieren.

Kevin öffnete das Fenster.

Die kalte Luft strömte ihm entgegen. Beim Atmen bildete sich Nebel vor seinen Lippen. Er blickte über die Bäume hinweg in den Himmel, wo die Sterne in einer kaum beschreibbaren Pracht funkelten. Irgendwo dort oben, in den dunklen Lücken zwischen den Gestirnen, da würde sie bestimmt erscheinen.

Mit klopfendem Herzen wartete der elfjährige Junge auf die Ankunft der Sternen-Prinzessin…

***

In dieser Nacht warteten noch einige Personen auf die Ankunft der Sternen-Prinzessin.

Ich, John Sinclair, gehörte ebenfalls dazu. Eigentlich hatte ich das nicht gewollt, aber es gab da eine Peson, die mich durch langes Überreden dazu gebracht hatte, die Nacht auf ihrem Dachboden zu verbringen, um die Sternen-Prinzessin zu sehen.

Es war Sarah Goldwyn, die Horror-Oma!

Über sie zu schreiben, hieße, Eulen nach Athen zu tragen. Jeder Leser weiß, wer sich hinter dem Begriff Horror-Oma verbirgt. Eine außergewöhnliche, ältere Dame mit einem noch ungewöhnlicherem Hobby, denn sie sammelte alles, was mit Grusel, Fantasy und Okkultismus zu tun hatte. Sie wälzte Bücher, sie sah sich die Grusel-Filme an und hatte schon mehr als einmal haarsträubende Abenteuer erlebt, die zum Glück glimpflich ausgegangen waren, da ich zumeist in der Nähe gewesen war.

Wenn ich sie sonst besuchte, blieben wir meist unten im Wohnzimmer. Diesmal allerdings hatten wir das Dachgeschoß in Beschlag genommen. Durch die großen, schrägen Fenster ließ sich der Sternenhimmel über London viel besser beobachten.

Diesen Job hatte zunächst Suko übernommen. Seit etwa einer halben Stunde stand Suko am Fenster und hielt den Himmel unter Kontrolle. Mal mit einem Fernglas, mal ohne.

Auf der anderen Seite des ausgebauten Speichers hatte Jane Collins Posten bezogen. Sollte sich die Sternen-Prinzessin aus dieser Richtung nähern, würde sie uns Bescheid geben.

Jane, die ehemalige Hexe, war noch immer mit einem schrecklichen Fluch beladen: Sie lief am Tag mit einem Skelett-Schädel umher, nur bei Dunkelheit sah sie normal aus. Das letzte Abenteuer hatte sie jedoch gut verkraftet. Dem Teufel jedenfalls war es nicht gelungen, sie wieder mit in sein verdammtes Reich zu ziehen.[1]

Das lag zurück, war zwar nicht vergessen, aber uns interessierte der neue Fall, wobei ich nicht wußte, ob es überhaupt ein Fall werden würde, denn wir wußten über die Sternen-Prinzessin, die mit Namen Consuela hieß, einfach zu wenig.

Lady Sarah hatte von ihr gelesen. In einem alten Buch – sie hatte es durch Zufall ausgegraben – war von einer Consuela, die Sternen-Prinzessin, die Rede gewesen. Lady Sarah hatte den Bericht eigentlich nur durch einen Zufall gefunden, weil sie aufräumen wollte.

Dabei war ihr dann das Buch in die Hände gefallen. Ein sehr altes Buch, kein Märchen, für die damalige Zeit populärwissenschaftlich geschrieben. Man hatte den Begriff Zeitverschiebung verwendet.

Dinge waren darin aufgetaucht, die Lady Sarah mißtrauisch gemacht hatte. Es war von einem geheimnisvollen Kreuz geschrieben worden, von einem Silberkreuz, das sich im Besitz eines bestimmten Mannes befand. Der direkte Name war nicht erwähnt worden dafür ein anderer Begriff.

Sohn des Lichts!

Als Lady Sarah diesen Ausdruck gelesen hatte, war Leben in sie gekommen, denn sie wußte genau, wer der Sohn des Lichts war.

Kein geringerer als ihr guter Freund und Bekannter John Sinclair.

Von Beruf Oberinspektor bei Scotland Yard, von seinen Freunden

Geisterjäger genannt und eben dieser erwähnte Sohn des Lichts.
Ich war nicht sofort gesprungen, als mich Lady Sarahs Anruf erreichte. Ich hatte Bedenken angemeldet, aber die Horror-Oma hatte sich nicht beirren lassen.
Wer sie kannte, der wußte auch, daß sie sich nicht beirren ließ.
Wenn sie sich einmal festgebissen hatte, war sie davon nicht loszubekommen.
Wie immer, wenn wir uns bei ihr befanden, servierte sie Tee. So perfekt Glenda Perkins den Kaffee kochte, so super schaffte es Lady Sarah, den Tee zuzubereiten. Selbst Suko, ein sehr verwöhnter Teetrinker, war voll des Lobes über dieses Getränk.
Ich hatte den Bericht auch gelesen, aber vergebens nach einem Autor oder Verfasser gesucht. Der war nicht angegeben worden. Zudem stand ich ihm skeptisch gegenüber, weil es einfach zu viele Bücher gab, die für sich die Wahrheit gepachtet hatten oder zu haben glaubten. Im nachhinein stellten sich die Berichte zumeist als Spekulation heraus.
Sarah Goldwyn erkannte an meinem Blick, daß ich nicht eben auf ihrer Linie lag. »Immer noch ein ungläubiger Thomas?« fragte sie.
»Ja.«
Sie verdrehte die Augen und bewegte sich so heftig, daß ihre zahlreichen Ketten klirrten. Die Perlen hingen wie ein Kunstwerk um ihren Hals und klingelten auf der Brust gegeneinander. »Du wirst dich wundern, John.« Sie schlug leicht auf den Buchdeckel. »Was dieser Autor geschrieben hat, ist wahr.«
»Woher weißt du das so genau?«
»Das sagt mir mein Gefühl.«
»Hm…« Ich hob die Augenbrauen und sah, wie Sarah ihre Hand heftig bewegte.
»Behalte deine Wort für dich, John. Ich weiß ja, was du sagen willst, aber es stimmt nicht. Wie oft bist du nach deinem Gefühl gegangen und hast recht bekommen?«
Da konnte ich nicht wechseln. Meine Ausrede hörte sich allerdings sehr lahm an. »Bei meinem Gefühl ist das schon etwas anderes.«
»Willst du mich auf den Arm nehmen, Junge?«
»Nein, um Himmels willen. Wo kämen wir da hin? Keine Sorge. Daß ich hier bin, müßte dir allerdings eines beweisen. Ich glaube dir sogar. Oder sagen wir fast.«
»Das hört sich schon besser an.«
Suko, der durch die blanke Scheibe des Dachfensters schaute, drehte sich um. Er reckte die Arme, das Glas hatte er zur Seite gelegt. »Ich sehe nichts.«
»Kann ich mir vorstellen.«
Lady Sarah schickte mir einen strafenden Blick herüber. »John, du

solltest nicht so abfällig reden. Denke daran, daß du den Bericht noch gar nicht richtig gelesen hast.«

Ich verzog die Mundwinkel. »Er ist mir zu lang.«

»Du willst nur nicht.«

»Und ich sehe schon Sterne!« meldete sich Suko.

Jetzt mischte sich Jane Collins in das Gespräch. Auch sie ließ ihr Glas sinken. »Ihr seid wirklich heute unleidlich«, beschwerte sie sich. »Wie oft ist es schon vorgekommen, daß wir einer nur vagen Spur nachgegangen sind? Später entwickelte sich dies dann zu einem verdammt gefährlichen Fall. Ich möchte dich nur an die Kegelbahn erinnern, John.«

»Schon gut, sorry.«

Die Detektivin nahm wieder ihren Platz ein und beobachtete den dunklen Himmel. Selten hatte er in einer so herrlichen Pracht über London gestanden. Fast vergleichbar mit dem in den Bergen, wobei einem die Sterne manchmal zum Greifen nahe vorkamen.

Ich bin in London aufgewachsen, habe oft den Himmel beobachtet und empfand ihn schon als eine kleine Sensation. Suko, neben dem ich stand, schaute mich von der Seite her an.

»Zweifelst du mittlerweile?«

Ich hob die Schultern. »Kann sein.« Mein Kopfnicken galt der Fensterscheibe. »Schau dir den Himmel an, Suko. Der ist nicht normal. Mit solcher Pracht habe ich die Sterne noch nie funkeln gesehen. Ich werde das Gefühl nicht los, daß es etwas zu bedeuten hat.«

»Vielleicht wollen sie tatsächlich jemandem leuchten.«

»Consuela, die Sternen-Prinzessin.«

Suko räusperte sich. Zu einem gesprochenen Kommentar ließ er sich nicht hinreißen: Dafür überreichte er mir das Glas. »So, deine Zeit ist gekommen, John. Schau mal durch.«

»Wie lange?«

»Sagen wir bis Mitternacht?«

»Weil du es bist«, erwiderte ich stöhnend. Ich schob das schräge Fenster kurz hoch und ließ einen Schwall der kühlen Luft in den Raum. Dann stellte ich es fest und lehnte mich so weit aus dem Fenster wie eben möglich. Mein Blick glitt über die Dächer zahlreicher Häuser hinweg. Da das Fenster zur Rückseite hin lag, konnte ich auch über den kleinen Garten schauen, in dem zahlreiche Bäume standen. Noch hatten sie ihr Laub behalten, doch die Blätter waren inzwischen gefärbt worden. Sie zeigten die gesamte Farbskala, wie sie nur die Natur in all ihrer Schönheit herausbringen konnte. Leider war in der Dunkelheit davon nichts zu sehen.

Mich mußte auch mehr der Himmel interessieren. Da Suko mir das Glas überlassen hatte, wollte ich es auch benutzen, setzte es gegen die Augen und stellte die Optik scharf.

Ich holte den Himmel näher heran!

So jedenfalls kam es mir vor. Das Glas war hervorragend, es gehörte nicht zur billigen Sorte, und ich konnte Sterne sehen, die mit bloßem Auge nicht zu entdecken waren.

In der Tiefe des Alls flimmerten die Punkte wie Diamantsplitter.

Ich konnte mich von diesem Anblick nicht lösen. Ehrfurcht vor dem Schöpfer stieg in mir hoch. Über meine Arme kroch eine Gänsehaut.

Ein klarer, weiter und einfach wunderbarer Himmel lag vor und über mir. Ein Himmel, der für eine Sternen-Königin oder Prinzessin wie geschaffen erschien.

Noch klang mir alles zu märchenhaft. Aber Lady Sarah hatte herausgefunden, daß gerade in dieser Nacht die Sternen-Prinzessin erscheinen würde.

Ich bewegte mich nach links, suchte dort den Himmel ab und entdeckte nichts Außergewöhnliches. Auf der anderen Seite ebenfalls nicht. Das Firmament lag in tiefer Ruhe.

Im Raum unterhielten sich Suko und Lady Sarah über den Fall. Da beide sehr leise sprachen, bekam ich von ihren Worten kaum etwas mit. Ich hörte wohl von Sarah, daß sie die Gestalt der Sternen-Prinzessin als positiv einschätzte.

Allmählich bekam ich lahme Arme. Es ist nicht jedermanns Sache, ein Glas hochzuhalten, und als Superathlet wollte ich mich auch nicht gerade bezeichnen.

Jane erlöste mich. Ihre Stimme klang nicht einmal laut, als sie die Meldung abgab. Dennoch war das Vibrieren in ihr nicht zu überhören. »Ich glaube, da ist etwas.«

»Die Prinzessin?« fragte Lady Sarah, die aufsprang. Diese heftige Bewegung traut man einer Siebzigjährigen nicht zu. Aber die Horror-Oma war eben ein Phänomen.

Auch ich blieb nicht länger an meinem Platz. Zusammen mit Suko durchquerten wir den umgebauten Speicher und stellten uns neben die beiden Frauen. Sarah Goldwyn hielt das Glas vor die Augen. Sie lauschte Janes Erklärungen. Nach einer Weile schüttelte sie den Kopf. »Tut mir leid, ich kann nichts sehen.« Sie hob die Schultern.

»Vielleicht sind meine Augen auch nicht mehr gut genug.« Ihre Arme mit dem Fernglas sanken nach unten.

»Willst du schauen, John?«

»Sicher.«

Jane trat zur Seite, damit Suko und ich den nötigen Platz bekamen.

»Wohin?« fragte ich die ehemalige Hexe.

»Etwas nach rechts. Du mußt über die Schornsteine hinwegschauen, John. Dann kannst du es sehen. Es ist nicht einmal allzuweit vom Halbmond entfernt.«

Ich mußte grinsen. »Dann haben wir ja noch Zeit.«

»Mach keine Witze!«

Suko und ich schauten durch das geöffnete Fenster. Jane hatte es schon hochgeklappt und festgestellt.

Auch auf dieser Seite war der Himmel eine reine Pracht. Wunderbar anzusehen und wie gezeichnet wirkte er. Die Sterne standen bewegungslos. Sie erinnerten mich daran, daß ich als Kind oft zu ihnen hochgeschaut und mir etwas gewünscht hatte.

Plötzlich sah ich die Bewegung.

Leuchtend und winzig. Von der Entfernung her nicht abzuschätzen. Das war einfach unmöglich. Ich konnte bei diesem Himmel nicht in die Tiefe schauen und rechnen.

Vielleicht war das Objekt eine Meile entfernt, nur eine halbe oder zehn Meilen.

Jedenfalls bewegte es sich. Wenn mich nicht alles täuschte, glitt es sogar in meine Richtung.

»Das stimmt!« sagte Suko leise. »Ich sehe es jetzt auch.« Er räusperte sich. »Verrückt. Aber ein Flugzeug ist es nicht.«

Der Ansicht war ich auch.

»Habe ich recht gehabt?« fragte Lady Sarah. Ihre Stimme klirrte vor Spannung.

»Es scheint so.« Ich war mit meiner Antwort eher vorsichtig. Das mußte ich auch sein, denn konkret könnte ich noch nichts ausmachen. Das änderte sich während der nächsten sechzig Sekunden. Der Gegenstand schien an Geschwindigkeit gewonnen zu haben. Jedenfalls schmolz die Entfernung zwischen uns sehr schnell.

»Was ist es?« fragte Jane. »Es ist nicht normal. John, ich spürte etwas. Eine Botschaft oder…« Sie verstummten, weil sie nicht erklären konnte, was sie genau sah.

Auch ich fragte nicht weiter, denn der Anblick dieses sich über den Himmel und zwischen den Sternen bewegenden Gegenstands faszinierte mich doch ungemein.

Er nahm zudem Konturen an.

Ich erkannte einen sehr langen Streifen, nicht zu vergleichen mit dem Schweif eines Kometen, denn dieser hier glänzte zwar metallisch, beschrieb aber keinen Bogen.

Dafür hielt der Gegenstand genau auf uns zu. Er visierte praktisch unser Haus an.

Eine trockene Kehle konnte ich nicht vermeiden. Außerdem erwärmte sich mein Kreuz. Nicht nur Jane Collins hatte die Botschaft gespürt, ich bekam sie ebenfalls mit. Nur wußte ich nicht, was sie zu bedeuten hatte. Es hielt den Vergleich mit einer fernen Melodie stand, der allerdings kein Text unterlegt worden war.

»Das wird was!« flüsterte Suko. Auch er war aufgeregt und redete schnell weiter. »John, das ist kein Surfbrett fürs All. Auf diesem Ding

steht noch jemand.«

Er hatte kaum ausgesprochen, als ich die Person ebenfalls erkannte. Es war eine Frau mit dunklen, wehenden Haaren. Sie trug ein langes, weißes Kleid. An ihren Armgelenken glänzte der Schmuck ebenso wie an den Ohren. Sie war eine Persönlichkeit, stand wie festgewachsen auf dem ungewöhnlichen Gleiter und steigerte die Geschwindigkeit noch.

Sie war nicht gleichbleibend. Intervallweise schob sich dieser Gegenstand mit der Frau darauf vor, bis wir erkannten, um was es sich bei ihm tatsächlich handelte.

Ein Messer war es, ein spitzes Messer.

Der Vergleich mit einem Surfbrett stimmte nicht, das Messer war wesentlich breiter, und es hatte sich als Ziel Lady Sarahs Haus ausgesucht…

***

Die beiden Killer hatten ihren Auftrag längst vergessen. Sie dachten nicht mehr an Mord, nur daran, ihr Leben vor dieser breiten Klinge zu retten. Noch war sie nicht heran, ihnen blieben vielleicht zwei, drei Sekunden, die sie nutzen mußten.

Das Rattengesicht reagierte als erster. Mit einem Drehsprung brachte sich der Mann aus der Gefahrenzone, tauchte gleichzeitig weg und hechtete nach vorn.

Er spürte, wie etwas seinen Rücken streifte und zuvor die Nackenhaare hochgewirbelt hatte. Es war der Windzug, nicht die Klinge, die ihren Weg fortführte.

Der Grauhaarige wollte es wissen.

Lidholm, der sich aus dem Stand nach hinten katapultierte, sah, wie der zweite Killer seine Waffe hochriß und über den Wagen hinweg gegen die Gestalt auf der Klinge zielte.

Seine Schüsse peitschten rasch hintereinander. Er konnte praktisch nicht fehlen, zudem gehörte er zu den Menschen, die mit Waffen tagtäglich umgingen.

Blaß leuchtete das Mündungsfeuer in der Nacht. Die Kugeln hämmerten aus dem Lauf – und trafen.

Eigentlich hätten die Treffer die Gestalt vom Messer fegen müssen, das geschah nicht. Sie wurde erwischt, beim Aufprall jedoch zerplatzten die Kugeln wie Sterne und schwirrten als silbrige Funken umher.

Der Grauhaarige schrie. Sein Gesicht verzerrte sich dabei vor Entsetzen. Die Augen waren weiter aufgerissen, die Kühle der Nacht saugte feuchten Atem aus seinem Mund, der als Dampf vor den Lippen stand. Er warf die Waffe weg, als wäre sie heiß geworden.

Das Messer war da!

Noch stand der Klinge der Wagen im Weg. Darum jedoch kümmerte sie sich nicht.

Der Killer mit den grauen Haaren, der endlich erkannt hatte, daß es keinen Sinn ergab, sich zu wehren, wollte fliehen.

Das Messer war schneller.

Es zerschnitt den parkenden Wagen, als bestünde er nicht aus Blech und Glas, sondern aus Butter. Nur die kreischenden und splitternden Geräusche wiesen darauf hin, daß es sich nicht um ein weiches Material handelte. Das Blech wölbte sich dem Killer entgegen, zugleich sprangen die Scherben aus dem Rahmen und wirbelten wie durchsichtige Flocken in die Richtung des Mörders.

Auch die Klinge kam.

Auf ihr stand die Frau. Sie hatte ihre Haltung ein wenig verändert, sich gedreht und breitbeinig hingestellt. Um das breite Messer herum wirbelten die zerhackten Teile des Saab, der »zersägt« worden war.

Die Spitze wuchs vor den Augen des Killers zu einem riesenhaften Gebilde auf.

Er konnte nicht anders, er mußte schreien.

Kurz nur, dann verstummte der Schrei. Am Hals spürte er ein Brennen und wunderte sich, woher das Blut kam. Daß es sein eigenes war, merkte er erst, als er zu Boden fiel und sich nicht mehr rührte.

Da war das Messer längst über ihn hinweggeglitten und hatte einen Halbbogen beschrieben, um an Höhe zu gewinnen. Nur stieg es nicht mehr bis hoch in den Himmel, es überflog die Kante des Steinbruchs und beschrieb dort einen Kreis.

Die dunkelhaarige Frau stand auf der Klinge, als könne keine Macht der Welt sie davon lösen. Sie war ein Phänomen, ein Wunder.

Das sah auch James Lidholm, der sich rechtzeitig genug hatte in Sicherheit bringen können.

Er hockte hinter einem Busch in Deckung und hatte die Zweige so weit zur Seite geschoben, daß er eine genügend große Sichtlücke besaß. Vor den Mündungen der Waffen hatte er gezittert. Das Gefühl war geblieben. Er bebte, er spürte den Schweiß auf seinen Handflächen und den kalten Schauer sowie den Druck im Magen.

Über dem Steinbruch drehte sich das gewaltige Messer mit der Frau darauf.

Der heimliche Beobachter damit, daß es einen Kreis schlagen würde, das stimmte nicht ganz. Bei der halben Gradzahl blieb die Klinge stehen. Mit der Spitze wies sie jetzt wieder auf den zerstörten Wagen. Er war nicht mehr als ein Klumpen aus Blech und Glas.

Plötzlich jagte es vor.

Lidholm hörte ein Fauchen, als hätte eine alte Dampflok gezischt.

Einen Moment später rauschte das Messer über ihn hinweg. Erst jetzt sah er, daß es einen Griff besaß, dessen Farbe in einem Schwarzblau

schimmerte. Es jagte hinein in das Dunkel des Geländes, als befände es sich auf der Jagd nach Beute.

Das stimmte auch.

Lidholm vernahm einen fürchterlichen Schrei. Der blonde Mann mit dem schwedischen Namen hockte wie erstarrt am Boden und preßte beide Handflächen gegen die Ohren. Er wollte den Schrei nicht mehr hören, wollte auch nichts sehen und hielt die Augen geschlossen. Erst nach einer Weile öffnete er sie wieder.

Der Schrei war verstummt. Kein Wimmern wehte mehr durch die Stille. Wie im Zeitlupentempo drückte sich der Mann in die Höhe.

Er starrte dorthin, wo er die Klinge vermutete.

Sie stand noch dort, drehte sich, als hätte sie einen Befehl bekommen und glitt den Weg wieder zurück.

Diesmal hatte sie sich ein neues Ziel ausgesucht. Lidholm brauchte nicht lange zu raten, um wen es sich dabei handelte.

Er war es!

Und er wußte auch, daß es keinen Sinn hatte, sich vor dieser Waffe zu verbergen. Die dunkelhaarige Frau würde ihn überall auf der Welt finden. Sie war von den Sternen gekommen wie ein Phantom, um ihre Ziele mit tödlicher Sicherheit anzuvisieren.

Auf einmal war die Angst verschwunden. Als hätte sie ihm jemand aus dem Körper gerissen. James Lidholm fühlte sich wieder frei und gelöst. Er wußte, daß ihm die Frau nichts tat.

Wie unter einem Zwang stehend richtete er sich auf, um der Klinge entgegenzublicken.

Etwas hatte sich trotzdem verändert.

An ihrer Spitze klebte Blut…

Nicht sehr viel, die dunkle Flüssigkeit lag auf der Kante. Einige Tropfen rutschten über die Kante hinweg und fielen zu Boden, wo sie als makabre Erinnerung liegenblieben.

Die beiden so verschiedenen Personen starrten sich an. Auf der einen Seite die schöne, schwarzhaarige Frau, deren weißes Kleid aus Sternenglanz gewebt zu sein schien. Auf der anderen stand James Lidholm, ein dubioser Geschäftsmann, der zu allen Gruppen Kontakt hatte und Waffen an jeden verkaufte.

Allmählich wurde Lidholm klar, daß die Frau ihn gerettet hatte. Er lebte, die beiden Killer waren tot! Zumindest ging er davon aus, denn keiner von ihnen rührte sich.

Ihm lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, nur traute er sich nicht, sie zu stellen. So forschte er nur im Gesicht der Frau nach, das unter dem dunklen Haar deutlich zu erkennen war. Er sah auch die Augen. Ihr Blick hatte sich forschend auf ihn gerichtet. Die Unbekannte auf der breiten Messerklinge schien zu überlegen, was sie mit ihm anstellen solle. Sie war aus der Tiefe des Weltalls gekommen, hatte

ihren Weg zwischen den Sternen gefunden und sah trotzdem so aus wie ein Mensch. Das wollte nicht in seinen Kopf.

In einer hilflos anmutenden Geste hob er die Schultern. Dann fragte er leise: »Woher kommst du? Weshalb hast du mich gerettet? Du hättest mich auch umbringen können.«

»Nein!«

Dieses eine Wort reichte ihm aus, um über ihre Stimme nachdenken zu können. Sie sah nicht nur aus wie ein Mensch, sie redete auch in seiner Sprache, aber ihre Stimme besaß einen ungewöhnlichen Klang. Hallend und metallisch. So hatte Lidholm noch nie zuvor eine Person sprechen hören. Deshalb schüttelte er auch den Kopf. »Ich verstehe das nicht. Du bist aus der Ferne herbeigeflogen und…«

»Ich hasse das Unrecht!«

Abermals hatte er das Gefühl, die Worte wären in einer Halle gesprochen worden, so sehr echoten sie an ihm vorbei. Sie hatte von Unrecht gesprochen, da mußte er ehrlich zugeben, daß auch er zu den Menschen gehörte, die Unrecht auf sich geladen hatten. Lidholm schluckte, sein Lächeln fiel etwas verzerrt aus, er fragte auch nicht weiter und überließ ihr die Initiative.

Die Frau von den Sternen redete weiter. »Ich möchte nicht, daß Menschen sterben, wenn ich in der Nähe bin. Ich hasse es, daß einer den anderen umbringt. Wenn ich es eben vermeiden kann, stelle ich mich dagegen. Weißt du nun Bescheid?«

»Natürlich.«

»Sei froh, daß du gerettet worden bist. Es hätte auch anders kommen können.«

Lidholm nickte. Ihm lagen zahlreiche Fragen auf der Zunge, nur wußte er nicht, welche er zuerst stellen sollte. Bis ihm die Idee kam, sich nach dem Namen zu erkundigen.

»Ich heiße Consuela.«

»Noch nie gehört.«

»Vielleicht.«

»Und woher kommst du?«

»Von weit her. Aus einer anderen Dimension. Ich komme von den Sternen. Es sollte dir genügen.«

»Hä, hä…« Das Lachen des Mannes klang etwas dümmlich. »Von den Sternen also. Toll, wirklich, du kommst von den Sternen! Und das soll ich dir glauben?«

»Hast du mich nicht gesehen?«

»Schon. Ich sah in die Luft. Du bist wirklich zwischen den Sternen geflogen. Jedenfalls sah es so aus, und man hat auch auf dich geschossen, wie ich mitbekam. Die Kugeln haben dich getroffen. Du hättest tot sein müssen, aber du stehst vor mir und lebst. Wie ist das möglich?«

»Ich bin kein Mensch. In meiner Welt herrschen andere Gesetze. Aber ich kam, um bestimmte Menschen zu suchen.«

»Ach so – ja. Wen denn?«

»Du kennst sie nicht. Ich habe dein Leben gerettet, denke daran.«

James Lidholm nickte. »Ich werde es nicht vergessen. Wahrscheinlich willst du, daß ich etwas für dich tue. Nicht wahr?«

»Wenn es soweit ist, komme ich auf dich zurück. Zunächst aber werden wir uns trennen.«

»Und das Messer?«

»Es ist mein Flugboot. Ich merze damit das Böse aus.« Die dunklen Augen hatten einen hellen Glanz bekommen, als würde sich darin das Licht der Sterne widerspiegeln. Zwar wollte Lidholm noch weitere Fragen stellen, doch Consuela hatte etwas dagegen.

Wie ein Blitz startete sie. Lidholm duckte sich noch, weil er befürchtete, daß ihn die Messerspitze erwischen würde, aber er spürte nur den Luftzug, der ihm die Haare hochwirbelte, als die Frau über ihn hinwegglitt.

James Lidholm blieb stehen und drehte sich irgendwann um, damit er nach ihr schauen konnte.

Er sah die Frau auf dem Messer weit, sehr weit entfernt. Sie war bereits hineingestoßen in die Weite des Alls, wo die Sterne funkelten und sie aufnahmen.

Tief atmete er durch. Das Brennen in seinen Augen ließ langsam nach, auch der nervliche Druck verschwand. Kopfschüttelnd setzte er sich in Bewegung und blieb neben dem Haufen Blech stehen, der einmal ein Saab gewesen war. Erst jetzt kam ihm richtig zu Bewußtsein, daß er keinen Traum erlebt hatte.

Die anderen beiden waren tot, davon überzeugte er sich. Sie sahen schlimm aus, er jedoch lebte.

Dieses Bewußtsein explodierte regelrecht. Er riß den Mund weit auf und schrie seine Erleichterung in die Nacht hinaus. Niemand hörte ihn, nur seine Stimme hallte über den einsamen Steinbruch.

Wie weit es bis zum nächsten Haus war, wußte er nicht. Er wollte auch nicht irgendwo hinein, sondern sich ein Taxi suchen und nach Hause fahren. Aus dem Handschuhfach nahm er einige persönliche Dinge und steckte sie ein.

Als einsamer Wanderer schritt er in die Finsternis hinein. Seine Füße schleiften über den welligen Boden.

Irgendwann sah er die ersten Lichter schimmern.

Von Consuela entdeckte er nichts mehr, denn oft genug richtete er seinen Blick gegen den Nachthimmel.

Zwanzig Minuten später fand er ein Lokal. An der Theke standen Männer und kippten ihr Bier. Lidholm bestellte einen Whisky und ein Telefon. Er trank den Alkohol, während er sich ein Taxi bestellte.

»Noch einen?« fragte der dünne Wirt.

»Ja.«

»Sie sehen aus, als hätten sie einiges hinter sich, Mann.«

»Eine Wanderung.«

Der Wirt lachte sehr komisch. Wahrscheinlich glaubte er ihm kein Wort. Das war Lidholm auch egal.

Der Wagen kam schnell. Ein farbiger Driver brachte James zu seinem Ziel. Lidholm war die Fahrt über ungewöhnlich schweigsam.

Hin und wieder schüttelte er den Kopf, wenn er daran dachte, was hinter ihm lag. Ihm kam auch der Gedanke, die Polizei einzuschalten. Man würde auf seine Spur kommen, wenn der Wagen gefunden wurde.

Morgen ist auch noch ein Tag, dachte er, froh, endlich aussteigen zu können.

Lidholm wohnte in einem modernen Haus, das erst vor einem halben Jahr fertiggestellt worden war. Ihm gehörte eine der sechs Wohnungen. Als er sie betrat, wurde er vorsichtig.

Niemand lauerte auf ihn. Die beiden Killer hatten gereicht. Wer immer ihr Auftraggeber sein mochte, er rechnete noch damit, daß es Lidholm nicht mehr gab. Erfuhr der Unbekannte die Wahrheit, würde er es bestimmt noch einmal versuchen lassen.

Die Lebensgefahr blieb. Ob dann wiederum eine Consuela in der Nähe war, um ihn zu retten, war mehr als fraglich. Also mußte er etwas dagegen tun. Am besten war es, wenn er sich zurückzog. Einfach verschwand, weg aus der Stadt. Geld hatte er zur Seite schaffen können, um ein Jahr mindestens sorgenfrei zu leben.

Wäre Lidholm völlig nüchtern gewesen, hätte er es schon in der Nacht versucht. Die zwei Gläser Whisky allerdings hatten ihn etwas durcheinandergebracht. Müde strich er über seine Stirn und ließ die Rollos herunter.

Dann warf er sich in den Sessel, der schon mehr einer Liege glich.

Er konnte die Beine hochlegen, eine volle stand in Reichweite.

»Ein Scheißleben«, keuchte Lidholm und widersprach sich sofort selbst. »Auf das Leben!«

Dann trank er. In gierigen Schlucken füllte er sich regelrecht ab, bis er die Kontrolle über sich verlor, einschlief und auch nicht mitbekam, daß ihm die Flasche aus der Hand glitt. Sie fiel um. Ein Rest des Alkohols lief aus und hinterließ eine Lache auf dem hellen Teppich.

James Lidholm merkte es nicht mehr. Er schlief bereits dem nächsten Tag entgegen…

***

Kevin Long stand am offenen Fenster und fröstelte, obwohl er die Jacke übergestreift hatte. Die Nacht war doch kühler als erwartet. Er

hätte sich zurückziehen können, das aber wollte er nicht. Der Junge war davon überzeugt, daß sich seine Prinzessin, von der er gelesen hatte, auch zeigen würde.

Sie würde von den Sternen kommen, denn so hatte es im Buch gestanden. Es war eine alte Weissagung oder Voraussage, die sich einfach erfüllen mußte.

Und so schaute er hinein in den dunkelblauen Himmel, auf dem die Sterne als Punkte zu sehen waren. In weiter Ferne, kaum meßbar, aber einen hellen Gruß schickend.

Ein wunderschönes Bild, das Kevin sehr gefiel. Er gehörte zu den Kindern, die ein Übermaß an Phantasie besaßen, die wiederum durch das Lesen noch mehr angestachelt wurde. Das Buch über die Sternen-Prinzessin war sehr alt. Es stammte noch aus den Anfängen des Jahrhunderts. Auf dem Deckel der Rückseite hatte er die verwaschen wirkende Schrift genau entziffern können. Die Worte hatten ihm gesagt, daß die Sternen-Prinzessin in dieser Nacht erscheinen würde.

Seine Mutter war noch nicht zu Bett gegangen. Immer wenn der Vater zur Nachtschicht ging, blieb sie lange auf. Zumeist schaute sie in die Glotze, strickte, bügelte und nähte dabei, hin und wieder las sie auch in einer Zeitschrift oder in einem Buch.

Im Vergleich zu seiner Mutter war Kevin ein regelrechter Bücherwurm. Er verschlang alles Lesbare, was ihm in die Finger fiel. Und er liebte das gedruckte Wort, dafür interessierte er sich weniger fürs Fernsehprogramm.

Der Wind wehte gegen das offene Fenster, wühlte in seinen Haaren und fuhr auch durch die Maschen der Jacke. Eine genaue Zeit wußte er nicht, nur sagte ihm sein Gefühl oder die innere Stimme, daß die Sternen-Prinzessin noch vor Mitternacht erscheinen würde.

Sehnsüchtig wartete er darauf.

Noch war sie nicht zu sehen. Sein Blick versenkte sich im Sternenwirrwarr. Er sah die Tierkreiszeichen am Himmel, die Waage, den Großen Bären, aber schon bald schoben sich die zahlreichen Sterne ineinander, so daß er kein klares Bild mehr hatte.

Immer öfter wischte er über seine Augen, um Klarheit in das Bild am Himmel zu bekommen. Leider bewegte sich dort nichts – oder doch?

Kevin wollte es zuerst nicht glauben. Er zwinkerte, schaute noch einmal hin und sah den Punkt nicht mehr. Er war nicht größer gewesen als ein normaler Stern, ein Lichtsplitter am Himmel, der allerdings wieder erschien.

Diesmal an einer anderen Stelle und wesentlich näher – wie er meinte.

Kevin wurde nervös. Es war mehr eine freudige Unruhe, die ihn erfaßt hatte. Er stand starr auf dem Fleck, bewegte nur die Hände, schloß sie zu Fäusten, öffnete sie wieder und sah den blanken Schweiß

auf der Haut. Aufgeregt war er schon, das mußte er zugeben.

Würde sie tatsächlich zu ihm kommen? Wenn ja, dann mußte die Sternen-Prinzessin genau gespürt haben, wie sehr er sie herbeisehnte, daß er viel über sie wußte, ohne sie je gesehen zu haben. Aber er hatte immer wieder von ihr gelesen. Das Buch war für ihn das wichtigste überhaupt gewesen.

Er schluckte einige Male. Auf dem Gesicht lag ein Schauer, der nicht verschwinden wollte. Die Lippen hatte er zu einem Lächeln verzogen, seine Augen glänzten. Er sah sich zwar nicht selbst, doch er glaubte, daß sich in den Pupillen das Licht der Sterne widerspiegeln würde.

Wann kam sie endlich zu ihm?

Der Punkt blieb. Ob er sich bewegte oder nicht, war für Kevin nicht genau zu erkennen, in der Tiefe des Alls konnten Geschwindigkeiten von einem menschlichen, ungeübten Auge nur schwerlich wahrgenommen werden. Doch dieser Punkt nahm nicht nur an Größe zu, er bekam allmählich auch Gestalt.

Er war lang, fast schon ein Schweif, nicht wie bei einem Kometen, mehr eine Linie, aus der sich eine Gestalt zu bilden schien.

Seine Augen begannen zu leuchten. Kevin hatte es noch nicht genau gesehen, aber das mußte die Sternen-Prinzessin sein, die ihn endlich besuchen wollte.

Plötzlich fror der Junge noch stärker. Das lag nicht allein an der kühlen Luft, auch die innerliche Kälte war bei ihm vorhanden, obwohl er äußerlich stark schwitzte.

Sie glitt näher.

Auf einem Brett stand sie. Natürlich kannte der Junge die Surfbretter. Er hatte den Surfern oft genug zugeschaut. Aber dieses Surfbrett der Sternen-Prinzessin war anders. Es leuchtete blank und gleichzeitig matt, auch lief es vorn spitz zu.

Sie glitt schnell heran. Die Spitze des ungewöhnlichen Bretts schien die Leere und die Dunkelheit des Alls zerschneiden zu wollen.

Ein huschendes Phantom, ein Hauch aus dem Weltall, der die Distanz blitzschnell überbrückte.

Plötzlich war sie da!

Kevin erschrak so sehr, daß er zurücklief und dabei auf sein Bett fiel, als er stolperte. Seine Beine flogen noch hoch, er drückte den Oberkörper wieder nach vorn, blieb sitzen und starrte auf das offenstehenden Fenster.

Dahinter stand sie.

Kevin staunte. Sie war eine wunderschöne Frau. Ja, so hatte er sich die Sternen-Prinzessin immer vorgestellt. Mit den langen, schwarzen, wehenden Haaren, dem etwas blassen Gesicht, den dunklen Augen und dem feinen Lächeln auf den Lippen.

Ein Lächeln, das ihn seine Furcht und Sorge vergessen ließ. Nein,

diese Person würde ihm nichts tun. Sie brachte ihm keine Feindschaft entgegen, das spürte er.

Die Prinzessin nickte ihm zu. Es war eine Geste, die er als Aufforderung nahm, sich erhob und langsam auf das Fenster zuschritt.

»Bist du Consuela?« fragte er.

»Ja.« Sie deutete, auf dem Brett stehend, sogar eine Verbeugung an. Kevin ging noch einen Schritt vor und erkannte plötzlich, daß es sich bei der Unterlage nicht um ein Brett handelte, sondern um ein riesiges Messer, an dem Blut zu kleben schien…

Er blieb stehen und spürte im Hals den dicken Kloß. Dieser Anblick hatte ihn verunsichert.

Das war Consuela aufgefallen. »Ich weiß«, sagte sie, »was du jetzt denkst. Aber es ist nicht so, wie du annimmst. Du hast viel über mich gelesen, du weißt einiges, dann wird dir auch bekannt sein, daß ich das Unrecht auf der Welt ausmerzen will.«

Kevin Long gab keine Antwort. Er mußte einfach dem Klang der Stimme lauschen. Nie zuvor hatte er einen Menschen mit einer derartigen Stimme sprechen hören. Die Worte klangen ihm wie Echos entgegen, wobei sich die einzelnen Schwingungen überschnitten und der Junge etwas Mühe hatte, die Sätze zu verstehen.

Sicher, Consuela hatte mit ihrer Behauptung recht gehabt. Er wußte ja aus dem Buch einiges von ihr. Sie war eine gute Person, aber sie haßte das Unrecht. Wenn sie jemand sah, der sich in Gefahr befand, dann griff sie ein. Obwohl er erst elf Jahre alt war, dachte er darüber nach. Automatisch fiel sein Blick dabei auf die dunkle Stelle an der Messerspitze. Wahrscheinlich war sie unterwegs gewesen und hatte das Unrecht gesehen und es auf ihre Art und Weise gerächt.

Durch Tod…

Kevin bewegte die Beine. Er trat auf der Stelle und von einem Fuß auf den anderen. Seit einiger Zeit brannte ihm eine Frage auf den Lippen. Erst jetzt fand er die Überwindung, sie zu stellen. »Warum bist du gerade zu mir gekommen, Consuela?«

Sie lachte leise, aber auch dieses Geräusch hallte nach, als würden die Schwingungen hinaus in das All getragen und zwischen den Sternen verklingen. »Ich habe dich gespürt, mein kleiner Freund. In alten Büchern wurde über mich geschrieben. Nicht nur in deinem Buch, es gibt noch ältere, die über mich berichteten. Darin steht, daß ich auf der Suche bin nach dem Sohn des Lichts. Er muß hier irgendwo sein. Ich werde seine Spur finden, dich habe ich auch gefunden. Und ich werde ihn fragen, ob er bereit ist, mit mir zu gehen, um das Unrecht in der Welt auszulöschen. Ich habe mich entschlossen, mich wieder den Menschen zuzuwenden, denjenigen, die mich mögen und die bereit sind, mit mir zu gehen. Du gehörst auch dazu. Möchtest du mit mir kommen, Kevin?«

Diese Frage traf den Jungen völlig überraschend. Er war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Plötzlich drehte sich ein Gedankenkarussell in seinem Kopf. Mit der Sternen-Prinzessin gehen? Einfach so? Vielleicht hineinfliegen in das All und weiter oder für immer verschwunden sein?

Er wußte es nicht. Automatisch dachte er an seine Eltern, die sich bestimmt Sorgen machen würden.

»Für wie lange denn?« brachte er schließlich hervor.

Die Prinzessin von den Sternen hob die Schultern. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Zeit habe ich. Über Zeit rede ich nicht. Sie ist für mich nicht vorhanden. Ich überwinde die Zeit und damit auch die Entfernungen, wenn du verstehst?«

»Nein.« Der Junge war ehrlich.

Consuela lächelte. »Es ist gut, mein Kleiner, ich werde nicht mehr darüber reden. Allerdings brauche ich deine Entscheidung. Ich habe schließlich gemerkt, wie sehr du dich nach mir gesehnt hast. Während des Lesens spürte ich deine Gedanken, die es geschafft haben, Raum und Zeit zu überwinden und zu mir zu eilen. Das alles ist geschehen, mein Junge. Du bist ein Freund, ich eine Freundin.«

Kevin nickte sehr langsam. »Und wo werden wir dann hinfliegen?« fragte er leise.

»Wohin du willst. Wenn du zu den Sternen möchtest, bitte sehr. Ich zeige dir das All…«

Kevin staunte. »Das ganze Weltall.«

»Ja.«

»Das kann ich nicht glauben.«

Sie stand auf dem Messer wie festgeleimt. Mit einer sehr freundlichen Geste streckte sie dem Jungen ihren rechten Arm entgegen.

Auch die Hand hielt sie gestreckt, und an deren Gelenk schimmerten die goldenen Reifen ebenso wie der Schmuck in ihren Ohrläppchen.

Kevin sah die Hand, er spürte die Lockung, und er merkte ebenfalls, wie groß sein Vertrauen zu dieser Person schon war. Es kam ihm vor, als würde er Consuela schon jahrelang kennen und nicht erst seit einigen Minuten.

»Wir beide, mein Freund, werden die Geheimnisse der Welt durchreisen. Die Vergangenheit und die Zukunft. Du wirst die Dimensionen kennenlernen und mir dabei zuschauen können, wie ich versuche, das Unrecht zu vernichten. Komm her…«

Er traute sich nicht, schaute zurück, sah den Umriß der Tür. Das hier war seine Heimat, seine kleine Welt. Er kam sich plötzlich selbst vor wie die Hauptfigur in einem Märchen. Wenn er zu ihr ging, mußte er Vater und Mutter verlassen. Er wußte nicht, was ihn in einer anderen Welt erwartete, die so gar keine Ähnlichkeit aufwies mit der, die er hinter sich lassen sollte.

Hinter den Augen spürte Kevin den leichten Druck. Der trat immer dann auf, wenn er dicht vor dem Weinen stand.

Vater und Mutter allein lassen…

Andererseits lockte ihn das Fremde, das Unfaßbare. Er würde von der Realität hineingerissen werden in die Phantasie, die aber dann wieder real war. Und er stellte auch eine sehr nüchterne Frage.

»Wann komme ich dann wieder zurück?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Ich will ja ehrlich sein. Vielleicht in einer Stunde, in zehn oder in tausend Jahren nach deiner Zeitrechnung.«

»Tausend Jahre?« hauchte er.

»Ich bin älter, viel älter…«

»Das weiß ich.«

»Entscheide dich.«

Wieder drängten die Gedanken an seine Eltern in ihm hoch, aber er schaffte es auch, sie zu unterdrücken. Plötzlich siegte die Neugierde, und er ging mit zitternden Knien auf das Fenster zu, hinter dem die Prinzessin auf dem breiten Messer stand.

»Ich freue mich, daß du dich entschlossen hast, zu mir zu kommen«, sagte sie.

Noch einen Schritt, dann hatte er das Fenster erreicht. Der Junge schaltete seine Gedanken aus. Er wollte einfach den letzten Schritt tun, kletterte auf die Fensterbank, als hinter ihm die Tür mit einem heftigen Ruck aufgestoßen wurde.

Seine Mutter stand auf der Schwelle!

***

Vom Flur her flutete Licht in den Raum und umgab auch die Gestalt der Frau. Linda Long hatte Geräusche aus dem Zimmer ihres Sohnes gehört und war beunruhigt gewesen. Jetzt wollte sie nachschauen und stand da, wie vom Donner gerührt.

Was sie sah, ließ sie an ihrem Verstand zweifeln. Sie hatte das Gefühl, als Statistin in oder neben einer Filmszene zu stehen, in der Kevin, ihr Sohn, eine Hauptrolle spielte.

Zwei, drei Sekunden dauerte die Überraschung. In dieser Zeit hatte sich Kevin umgedreht und schaute seiner Mutter entgegen, die ihre Arme ausstreckte, als könne sie ihn durch die Geste von seinem Vorhaben abbringen.

»Junge! Kevin!« rief sie.

»Bleib da, Mummy, bleib da! Ich gehe fort!«

»Nein, du…« Sie konnte nicht mehr sprechen. Plötzlich war ihre Kehle zu. Linda Long schaute an ihrem Sohn vorbei und sah hinter dem offenen Fenster die Gestalt auf dem überdimensionalen Messer stehen. »Wer ist das?« rief sie schrill.

»Consuela, die Sternen-Prinzessin. Ich habe es dir gesagt, Mummy, ich wußte, daß sie kommen würde. Jetzt ist sie da. Sie hat gemerkt, wie sehr ich sie liebe, und sie hat mir vorgeschlagen, mich auf die große Reise zu nehmen. Ich freue mich darauf, Mummy. Ich werde mit ihr gehen. Grüß Daddy von mir…«

Linda Long hatte die Worte wohl verstanden, allein ihr fehlte das Begreifen und der Glaube. Sie wollte es einfach nicht wahrhaben, daß ihr elfjähriger Sohn sein Elternhaus verließ, um mit einer fremden Person, die es nur in einem Märchen oder einer Legende geben konnte, mitzugehen.

Mutterinstinkte erwachten in ihr. Sie kämpfte um die Kinder, und sie wunderte sich selbst darüber, daß sie so energisch schreien konnte. »Nein, Kevin, du wirst bleiben!«

Der Junge schaute sie groß an. Dabei schüttelte er den Kopf. Mrs. Long sah ein, daß es keinen Sinn hatte, ihn mit Worten überzeugen zu wollen. Da mußten schon Taten folgen.

Sie blieb nicht mehr stehen. Wie wild stürzte sie auf das Fenster und damit auch auf Kevin zu. »Ich werde dich zurückholen!« rief sie laut. »Du wirst uns nicht verlassen, du nicht.«

Sie kam genau drei Schritte weit, dann reagierte Consuela, die Sternen-Prinzessin.

Blitzschnell breitete sich das Licht aus. Es drang in den Raum und veränderte sich zu einer explodierenden Wolke, die so energiegeladen war, daß Linda Long dagegen nicht ankam.

Sie glaubte verbrennen zu müssen, verlor den Kontakt mit der Realität und merkte nicht, daß die Kraft der explodierenden Wolke sie zur Seite schleuderte und sie wie eine Puppe auf das Bett fiel, wo sie regungslos liegenblieb.

Kevin stand vor Schreck starr. Er war zwischen den beiden Personen hin- und hergerissen und bekam plötzlich furchtbare Angst um seine Mutter. Dabei traute er sich kaum, die alles entscheidende Frage zu stellen. Consuela hatte gemerkt, was in ihm vorging und gab ihm die Antwort auch ohne daß er eine Frage gestellt hatte.

»Du brauchst um deine Mutter keine Angst zu haben. Sie liegt nur dort, aber sie ist nicht tot.«

Der Junge fand es selbst seltsam, aber er glaubte ihr und wollte sich nicht mehr überzeugen. Nickend überwand er das letzte Hindernis, stand auf der Fensterbank und sah die Spitze des riesigen Messers dicht vor sich. Er brauchte nur sein Bein vorzustrecken, dann hatte er die Unterlage erreicht, die derart still in der Luft stand, als würde sie von unten gestützt oder an einem Seil hängen.

Kevin schaute nach unten auf die schimmernde Fläche. Wie poliertes Eis kam sie ihm vor. Wenn er sie berührte, fürchtete er sich, auszugleiten.

»Bitte, komm her zu mir.« Die Sternen-Prinzessin lächelte wieder. »Du brauchst keine Sorgen zu haben. Dir wird überhaupt nichts geschehen.«

Die Stimme der wundersamen Person beruhigte den Jungen. Und so stieg er mit einem endgültig wirkenden Schritt auf das Brett, stand dicht vor ihr und traute sich nicht, in die Tiefe zu schauen, wo der kleine Garten der Longs lag.

Consuela hatte ihm noch immer die Hände entgegengestreckt. Kevin verstand die Geste und berührte sie. Kaum Kontakt, überkam ihn der Eindruck, der Junge in dem Erfolgsfilm E.T. zu sein. Es funkte zwar nicht zwischen ihren Händen, trotzdem rann es wie sanfter Strom durch seine Finger. Hier hatten sich tatsächlich unterschiedliche Welten berührt und kommunizierten miteinander.

Consuela behielt ihr Lächeln bei. »Stell dich hinter mich und halte dich an mir fest. Dann wird dir nichts geschehen.« Sie trat mit einer schwingenden Bewegung zur Seite, damit der Junge sich an ihr vorbeischieben konnte.

Wenig später hatte er den Platz eingenommen. Er schob die Hände um ihre Hüften, schaute noch einmal von außen auf das Fenster seines Kinderzimmers, als wollte er für lange Zeit Abschied nehmen.

Seine Mutter regte sich wieder. Benommen versuchte sie, sich aufzurichten. Sie schaute zwar in Richtung Fenster, nur glaubte Kevin nicht, daß sie ihn noch sehen konnte.

Da startete die Sternen-Prinzessin!

Der Junge hörte noch das Rauschen, bekam auch den plötzlichen Ruck mit, klammerte sich noch stärker fest und jagte hinaus in die Dunkelheit der Nacht, die sternengeschmückt über London lag…

***

Selbst uns verschlug der Anblick die Sprache. Und wir waren tatsächlich einiges gewohnt. Das jedoch, was man uns hier präsentierte, hatten wir noch nie zu sehen bekommen.

Weder Jane, Suko noch Lady Sarah sprachen ein Wort. Auch ich blieb stumm. Unsere Blicke konzentrierten sich einzig und allein auf den herangleitenden Gegenstand, dieses breite Messer, das an seiner Spitze einen dunklen Belag aufwies.

Jetzt mußte ich Lady Sarah einfach ernst nehmen. Sie hatte die Worte in ihrem alten Buch richtig gedeutet, auf uns glitt Consuela, die Sternen-Prinzessin zu.

Ich atmete flach und nur durch die Nase. Suko wollte sich drehen, er schaffte es ebenfalls nicht. Aber ich spürte etwas anderes. Mein Kreuz erwärmte sich immer stärker. Die Hitze empfand ich schon als störend. Sie wurde zu einem regelrechten Brennen, und ich wollte das Kreuz nicht mehr länger auf meiner Brust tragen, deshalb holte ich es

hervor, behielt es zunächst jedoch in der Hand.

Ich stand nicht sehr günstig. Vor mir hatten sich noch die beiden Frauen aufgebaut. Sie schob ich vorsichtig zur Seite, denn ich glaubte fest daran, daß die Sternen-Prinzessin zu mir wollte.

»Sei vorsichtig!« hauchte Jane. »Sie ist bestimmt nicht so harmlos, wie sie sich gibt.«

»Mal sehen.«

Direkt vor dem geöffneten Dachfenster blieb ich stehen. Jetzt bewegte sich das gewaltige Messer nicht mehr. Was der dunkle Schmier auf der Spitze war, konnte ich nicht sagen. Er erinnerte mich jedoch fatal an getrocknetes Blut.

Das Messer stand über dem schrägen Dach. Die Spitze war nur eine Handbreite von den Ziegeln entfernt. Auf der Mitte des Messers hatte die Sternen-Prinzessin ihren Platz gefunden.

Wir schauten uns an. In der Tasche befand sich mein Kreuz. Es sandte intervallweise Wellen aus, ich nahm es wahr wie ein Zucken.

Von irgendwoher fiel noch das Restlicht einer Straßenbeleuchtung gegen das Dach. Sie streifte die Klinge und auch die Gestalt der Frau, die ich als ungewöhnlich einstufte.

Nicht wegen ihres schwarzen Haares, auch nicht wegen des zart und blaß wirkenden Gesichts, das ihr eine gewisse Ähnlichkeit mit Kara, der Schönen aus dem Totenreich gab, nein, es war einfach die Strahlung oder die Magie, die von ihr ausging und mich wie eine Botschaft berührte. Galt ihr Besuch vielleicht einzig und allein mir?

Mir brannten die Fragen auf der Zunge, aber sie war zuerst gekommen, also sollte sie etwas sagen und vor allen Dingen über den Grund ihrer geheimnisvollen Exkursion sprechen.

»Ich habe dich gesucht«, erklärte sie. »Ich nahm deine und eure Spuren auf. An diesem Tage gab es zwei Personen, die über mich lasen und mich kraft ihrer Gedanken besuchten. Jetzt bin ich gekommen und habe euch besucht. Ich freue mich.«

Bisher konnte ich mit dieser Erklärung nichts anfangen. Sie war mir einfach zu allgemein gehalten. »Weshalb hast du uns besucht?«

»Bist du der Sohn des Lichts?«

»Ja, so nennt man mich.«

»Dann bin ich richtig.«

Ich atmete tief durch. Die Sternen-Prinzessin war also auf der Suche nach mir gewesen. Nur fragte ich mich, weshalb sie mich suchte? Ich kannte sie nicht, hatte noch nie zuvor von ihr gehört, aber sie wußte, daß ich das Kreuz besaß.

Wo gab es da die Verbindung?

»Du zweifelst?« hörte ich sie mit ihrer Echostimme sprechen, die in meinen Ohren nachhallte.

»Wir kennen uns nicht. Ich habe erst heute von dir gehört. Du nennst

dich Sternen-Prinzessin. Kommst du tatsächlich von den Sternen? Bist du ein überirdisches Wesen, das trotzdem so aussieht wie ein Mensch?«

»Ich bin alles.«

»Die Antwort hilft mir nicht weiter.«

»Ich hasse vor allen Dingen das Unrecht.«

»Da haben wir eines gemeinsam«, erklärte ich nickend.

»Nur kommt es darauf an, wie man es bekämpft. Man kann Unrecht nicht mit Unrecht bekämpfen.«

Sie ging auf meine Bemerkung nicht ein. »Ich bin gekommen, um dich zu finden und habe dich gefunden. Du bist der Sohn des Lichts, und ich möchte, daß wir gemeinsam den Weg gehen. Ich werde dich mit auf die Reise durch die Zeiten nehmen. Du trägst das Kreuz mit den Zeichen der vier Erzengel an den Seiten. Sie sind für mich die Stigmen, die mir beweisen, daß ich in dir die richtige Person getroffen habe.«

»Das würde ich nicht so sehen!«

»Weshalb stellst du dich gegen mich?«

»Weil ich dich nicht kenne. Ich weiß nicht, woher du kommst, du nennst dich Sternen-Prinzessin. Kommst du tatsächlich von den Sternen? Bist du ein Mensch?«

»Sehe ich anders aus?«

»Nein, aber du kannst menschliche Gestalt angenommen haben. Ich weiß es von dem Teufel, dem großen Verführer, der in seiner menschlichen Gestalt die Menschen täuschen will.«

»Damit habe ich nichts zu tun!«

»Das glaube ich dir sogar. Ich traue dir trotzdem nicht und werde auch nicht mit dir kommen.«

»Schade«, sagte sie. Es klang nicht einmal bedauernd. Sie trat zur Seite, so daß die kleine Gestalt, die bisher hinter ihr gestanden hatte, für uns sichtbar wurde.

Ich schrak zusammen. Obwohl ich meine Freunde nicht sah, glaubte ich, daß es ihnen ähnlich ergangen war. Ein Kind auf diesem verdammten Messer, ein Junge, der nicht einmal Angst besaß, dann hätte er nicht so ruhig dagestanden. Zudem legte er seine Hand vertrauensvoll in die der Sternen-Prinzessin.

Hinter mir hörte ich Lady Sarah sprechen. »Gütiger Himmel, was ist das schon wieder?«

Consuela hatte ihre Frage trotzdem vernommen. »Es ist mein Freund. Er hat ebenso gewußt, daß ich in dieser Nacht erscheinen werde wie ihr. Wir verstehen uns gut. Er ist sofort mit mir gekommen und hat sein Elternhaus verlassen.«

»Du hast ihn entführt!« rief ich.

Sie wandte sich an den Jungen. »Habe ich das, Kevin?«

»Nein!« lautete die prompte Antwort. »Ich bin freiwillig mit dir gegangen.«

Wir mußten es ihm abnehmen, obgleich es uns schwerfiel. Sie hatte den Jungen, jetzt wollte sie mich. Ich aber mochte auf der Spitze des Messers die dunkle Kruste nicht, weil ich davon ausging, daß es sich dabei um Blut handelte. »Wir sind verschiedener Meinung. Ist es Blut, das an deinem Messer klebt?«

»Ja.«

»Stammt es von Menschen?«

»Richtig. Sie waren dabei, jemand zu töten. Ich habe dir doch gesagt, daß ich gekommen bin, um das Unrecht zu bekämpfen. Das habe ich auch getan.«

»Durch Mord!« sagte ich hart.

»Ich sehe es anders.«

»Tut mir leid. Wir können nicht zusammenkommen. Ich weiß auch nicht, wie mein Kreuz, von dem du gesprochen hast, auf den Anblick einer Mörderin reagiert. Ich glaube nämlich nicht, daß du es sehr schätzt…« Bei diesen Worten hatte ich es hervorgeholt. Es brannte in meiner Hand. Ich stieß die Faust aus dem Fenster, so daß sie über den Dachpfannen stand, öffnete sie und ließ das Kreuz nach unten fallen.

Die Kette hielt ich fest, so wurde der geweihte, silberne Talisman aufgefangen, und zwar genau in Consuelas Blickrichtung, die nicht zusammenfuhr.

Sie blieb stehen.

Doch ihr Gesicht veränderte sich. Es nahm einen dunklen Ton an, ein Schatten huschte über sie hinweg. Dann sagte sie einen Satz, der mich nachdenklich machte. »Du kannst einen Engel nicht mit der Kraft von Engeln zerstören. Wir sehen uns wieder, Sohn des Lichts!«

Es waren ihre letzten Worte. Das plötzliche Brausen erreichte unsere Ohren, als das Messer vor uns in die Höhe stieg und wie ein Blitz in der Dunkelheit des Himmels verschwand.

Consuela, die Sternen-Prinzessin, war verschwunden, und sie kehrte auch nicht wieder zurück. Minutenlang standen wir am Fenster, suchten den Himmel ab, ohne eine Spur von ihr zu entdecken.

Nicht einmal ein fernes Leuchten sahen wir oder einen Schweif.

Lady Sarah fand als erste die Worte wieder. »Es ist mir ein Rätsel«, sagte sie leise und spielte mit ihren Ketten. »Ein echtes Rätsel, John. Oder wie denkst du darüber?«

»Ebenso. Nur weiß ich jetzt, daß ich zwei Personen jagen muß.«

»Wie meinst du das?«

»Einmal die Sternen-Prinzessin und zum andern eine Mörderin. Sie gibt sich als Engel aus, was wir alle gehört haben, aber sie tötet wie ein böser Mensch.«

Man gab mir recht. »Und in ihrer Gewalt befindet sich ein Kind!«

flüsterte Jane. Auf ihrem Gesicht hatte sich eine Gänsehaut abgezeichnet. »Mein Gott, was machen wir jetzt? Wer ist der Junge?«

»Kevin heißt er«, sagte Suko.

Und Lady Sarah fragte: »Ob er tatsächlich nicht entführt worden ist?«

Die Frage hatte mir gegolten, und ich gab der Horror-Oma auch die Antwort. »Es wird sich feststellen lassen, ob in dieser Nacht oder an den Tagen zuvor: ein Kind entführt wurde.«

»Vorausgesetzt, die Eltern haben sich an die Polizei gewandt.«

»Sicher.« Ich war schon auf dem Weg zum Telefon und rief die Vermißtenabteilung beim Yard an. Dort war man nicht begeistert, als man meinen Namen hörte, doch als ich mein Problem vortrug und den Vornamen Kevin erwähnte, horchte der Kollege auf.

»Meinen Sie Kevin Long?«

»Keine Ahnung, mir ist der Nachnahme nicht bekannt.«

»Das ist ein, nein, der Sohn eines Kollegen. Rusty Long, kennen Sie den Mann nicht?«

»Nie gehört.«

»Arbeitet bei Rauschgift-Leuten. Ein harter Bursche. Seine Frau hatte angerufen, daß ihr Sohn von einer Sternen-Prinzessin entführt sein soll.« Er lachte. »So ein Quatsch…«

»Das glaube ich kaum. Wie sieht es aus? Wo wohnen die Longs? Ich muß mit ihnen reden.«

»Dann ist doch etwas an der Geschichte wahr?«

»Die Adresse, Mann.«

»Ja, schon gut.«

Ich bekam sie. Die Longs wohnten im Londoner Südosten. »Muß eine Reihenhaussiedlung sein«, sagte der Kollege.

»Gut, und Rusty Long finde ich zu Hause?«

»Natürlich.«

»Danke für die Information.«

Suko hatte derart nahe bei mir gestanden, daß ihm kein Wort des Gesprächs entgangen war. Ihm brauchte ich nichts mehr zu erklären. Er schnappte sich schon seine Jacke.

»Wo wollt ihr denn hin?« fragte Jane.

»Zu Kevins Eltern. Der Vater ist ein Kollege von uns. Kevins Mutter schlug Alarm.«

»Dann war es doch ein Kidnapping?« fragte Lady Sarah.

Ich hob die Schultern. »Das muß sich noch herausstellen. Zunächst einmal werden wir mit den Longs reden. Und haltet ihr hier die Augen offen.« Ich deutete auf das Buch. »Nicht verlieren, Sarah. Vielleicht hilft es uns, die Rätsel aufzulösen.«

»Das hoffe ich doch sehr.«

Suko und ich liefen nach unten. Vor der Haustür sagte mein Freund: »Jetzt bin ich nur mal gespannt, was wir uns da wieder aufgeladen

haben. Aber eigentlich wollte ich schon immer mal eine Sternen-Prinzessin kennenlernen. Du nicht auch?«

»Nein, Suko…«

***

Die Mündung der Schußwaffe glotzte uns an wie ein gefährliches Auge. Gehalten wurde der stupsnasige Revolver von einem Mann, der eine rote Lederjacke trug und Jeans anhatte. Sein dunkles Haar fiel ihm tief in die Stirn. Darunter zeichnete sich ein Gesicht mit harten Zügen ab, einer wuchtig wirkenden Nase und einem Augenpaar, in dessen Pupillen die Furcht lag. »Wer sind Sie?«

»Begrüßen Sie stets Ihre Gäste auf diese Art und Weise, Mr. Long?« fragte ich.

»Kann sein.«

»Auch Kollegen?«

Long schaute Suko an, ließ den Revolver sinken und entschuldigte sich. »Kommen Sie rein!«

Erst im Flur erkannte er uns. Long nickte. »John Sinclair und Suko. Zwei Geisterjäger.«

»So ist es.«

»Wie sind Sie so schnell auf uns gekommen?«

»Über die Sternen-Prinzessin!« erwiderte ich.

»Ach – Sie auch.«

»Glauben Sie nicht daran?«

»Ich weiß es nicht. Kommen Sie ins Wohnzimmer, dort finden wir auch meine Frau.«

Der Raum war klein, aber hell möbliert. In einem der beiden Kiefernholzsesseln saß Linda Long. Eine schmale Frau mit verweinten Augen und einem blassen Gesicht. Sie trug einen hellroten Jogging-Anzug und rieb ihre Hände ständig über den Stoff der Oberschenkel.

Rusty Long stellte uns vor. Er sprach leise mit seiner Frau, fast zärtlich.

Zögernd reichte sie uns die Hand. Mit der anderen strich sie durch das dünne blonde Haar. »Glauben Sie mir auch nicht?«

»Doch, Mrs. Long«, sagte ich, »wir glauben Ihnen. Kevin geht es übrigens gut.«

Sie entzog ihrer Hand blitzschnell der meinen und blieb starr sitzen. Ihr Mann stieß zischend die Luft aus.

»Was sagen Sie da? Sie wissen etwas über Kevin.«

»Ja, wir sahen ihn.«

»Wo, zum Henker?«

»Auf einem breiten Messer, das vor uns schwebte. Er war zusammen mit einer schwarzhaarigen Frau, die sich selbst als Sternen-Prinzessin ansah.« Die Antwort hatte Suko gegeben.

Long schlug gegen seine Stirn. »Nein, nicht Sie auch noch.«
»Aber es stimmt!« rief Linda.
»Bitte«, sagte ich, »lassen Sie uns in Ruhe über den Vorgang reden.«
Damit war auch der Kollege einverstanden. Wir konnten Platz nehmen.
Ich stellte die eiste Frage: »Wie war so etwas möglich?« Dabei schaute ich. Mrs. Long an.
Sie antwortete leise. Ihre blassen Lippen bewegten sich kaum dabei. »Ich weiß es auch nicht, es ging alles so plötzlich. Für mich war es eine schlimme Überraschung, als ich die Stimmen aus dem Zimmer unseres Sohnes hörte. Als ich nachschaute, sah ich die Frau draußen vor dem Fenster in der Luft schweben. Es war die Sternen-Prinzessin, von der er gelesen hatte.«
»Wieso gelesen?« fragte Suko.
»Es gibt ein Buch mit dem Titel.« Sie runzelte die Stirn. »Ein Märchen, eine Legende.«
»Als Sachbuch?« fragte ich.
»Wie meinen Sie das, Mr. Sinclair?«
»Es gibt märchenhafte Romane, aber über das gleiche Thema ist ein Sachbuch geschrieben worden.«
»Nein, das hier war eine Geschichte.«
»Haben Sie das Buch?« fragte Suko.
»Ja, natürlich. Ich nahm es aus Kevins Zimmer mit nach unten, weil ich es selbst noch durchblättern wollte.« Sie griff unter einen kleinen Beistelltisch, auf dessen Ablage neben einigen Zeitschriften auch ein schmales Buch lag.
Ihre Hände zitterten, als sie es uns übergab. Suko nahm es an sich, ich schaute über seine Schulter hinweg, so daß wir es gemeinsam lesen konnten.
Auf dem etwas verblichen wirkenden Einband war noch das Bild der Sternen-Prinzessin zu erkennen. Wegen des Alters sahen die Farben verwaschen aus. Sehr blaß liefen sie ineinander über, doch die Frau erkannten wir trotzdem.
Besaß sie Ähnlichkeit mit der Person, die wir auf dem breiten Messer gesehen hatten?
»Die Haare stimmen«, murmelte Suko. Nur stand sie da wie der Struwwelpeter, mit ausgebreiteten Armen, gespreizten Händen. Sie war von einer hellen Aura umgeben, die möglicherweise das Licht der Sterne symbolisieren sollte.
Suko schlug es auf. Der Text war eng gedruckt. In Erzählform war über die Sternen-Prinzessin geschrieben worden, die der Autor als Hüter bezeichnete. Sie wachte über die Menschen, damit diese nichts Böses taten, und sie würde irgendwann einmal zurückkehren.
»Fällt dir etwas auf?« fragte ich meinen Freund.

»Im Moment wüßte ich nichts.«
»Ich habe da den Begriff Hüter der Menschen gelesen. Der kommt mir sehr bekannt vor.«
»Tatsächlich?«
Die Antwort gab ich leise. »Der Magus von Zypern. Auch er hat sich als Hüter bezeichnet und einen Kontakt mit den Engeln zugegeben. Er konnte kraft seiner Gedanken den Astralleib produzieren und durch ihn Kontakt mit den Engeln aufnehmen. Hat Consuela nicht davon gesprochen, ein Engel zu sein?« spann ich den Faden weiter.
»Ja, stimmt.«
Die Longs hatten uns mit offenen Mündern angestarrt. Sie wurden aus unseren Worten nicht schlau, trauten sich jedoch nicht, Fragen zu stellen. Sie merkten bestimmt, daß wir besser informiert waren.
»Dann gibt es möglicherweise eine Verbindung zwischen dem Magus von Zypern und der Sternen-Prinzessin.«
Suko verzog den Mund. »Ist das nicht zu weit hergeholt?«
»Ich weiß es nicht, aber wir haben schon Dinge erlebt, die weiter auseinander lagen und trotzdem zusammengeführt wurden.«
Suko blätterte das alte Buch weiter durch. Es war nicht sehr dick, er konnte es innerhalb von Minuten querlesen und erreichte sehr bald die letzte Seite. »Nichts, was auf eine Verbindung zwischen den beiden hindeuten könnte«, sagte er.
»Trotzdem hat dieses Buch unseren Sohn in seinen Bann schlagen können«, sagte Rusty Long. Er hatte sich vorgebeugt und die Ellenbogen auf die Oberschenkel gestützt. Auf den Fußballen wippte er leicht auf und ab.
»Er war eben sehr phantasievoll«, bemerkte Linda Long.
»Und hatte Kontakt zu Consuela.«
»Ja, Mr. Sinclair, stimmt.« Sie nickte. »Aber nur auf gedanklichem Wege. Das hat er mir des öfteren gesagt. Wir sprachen darüber, und ich lachte ihn eigentlich aus. Ich habe es nie ernst genommen.« Sie strich ihre Haare zurück. »Wieso auch? Mein Mann ist bei der Polizei, ein Realist durch und durch. Wir haben über Kevins Phantasie nur lächeln können, aber nie gedacht, daß so etwas Wirklichkeit werden könnte. Was meinen Sie, wie erschreckt ich war, als ich plötzlich diese Frau auf der riesigen Messerklinge vor dem offenen Fenster stehen sah? Das war ein regelrechter Schock. Und… und Kevin hörte noch auf sie.«
Suko meldete sich. »Hier ist noch etwas, John. Auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels.«
»Was denn?«
»Zahlen und Buchstaben.« Er hielt das Buch schräg, damit der Schein einer Stehleuchte auf die betreffende Stelle fallen konnte.
Ich beugte mich zur Seite, konnte die Zeichen besser erkennen und

erinnerte mich, sie auch im Buch der Sarah Goldwyn gesehen zu haben. »Ja, das waren sie.«

Suko nickte. »Richtig. Nur stehen sie hier auf der Innenseite des Rückdeckels.«

»Wovon reden Sie überhaupt?« fragte Rusty Long.

»Hiervon.« Suko drehte ihm das Buch zu.

Der Kollege aus der Rauschgift-Abteilung hob nur die Schultern.

»Es tut mir leid«, sagte er, »aber damit kann ich nichts anfangen.«

Und mit einem Blick auf seine Ehefrau fragte er: »Du etwa, Linda?«

»Nein, auch nicht. Ich will nur unseren Sohn zurück. Alles andere interessiert mich nicht.«

»Erlauben Sie uns, das Buch mitzunehmen?« erkundigte ich mich höflich.

Rusty Long gab Antwort. »Wenn das so wichtig ist – bitte. Werden Sie sich denn um den Fall kümmern?«

»Selbstverständlich. Außerdem sind wir ebenfalls betroffen. Wir hatten ja eine Begegnung mit ihr. Diese Person nahm Ihren Sohn mit. Er befindet oder befand sich bei ihr auf dem Messer, das wir zunächst für ein Surfbrett hielten…«

Der Vater schlug mit der flachen Hand auf die hölzerene Sessellehne. »Also, ich begreife des einfach nicht. Was soll das alles bedeuten? Weshalb hat man unseren Sohn entführt? Und wer, zum Henker, ist diese komische Sternen-Prinzessin?«

Ich hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Eine sehr gute Frage, Kollege. Sie ist eine Person, die das Unrecht auf der Welt ausmerzen will.«

Er lachte bissig. »Wie toll. Das wollen wir alle. Nur sind wir bisher gegen Gummiwände gelaufen. Sie doch auch – oder?«

»Manchmal«, schränkte ich ein. »Aber ihre Methoden sind anders. Sie ist rigoroser.«

Long machte schmale Augen. »Heißt das etwa Mord?«

»Wir haben es nicht gesehen, können es uns jedoch vorstellen.«

Er räusperte sich. »Das wäre natürlich fatal. Aber weshalb hat sie gerade unseren Sohn zu sich geholt? Er hat ihr doch nichts getan, der Kleine. Er hat nur das Buch gelesen.«

»Möglicherweise braucht sie den Kontakt zu einem menschlichen Wesen«, sagte ich. »Ihr Sohn war von der Sternen-Prinzessin fasziniert. Der hat das Buch nicht nur gelesen, der hat sich in ihre Welt versenkt und sogar Kontakt mit ihr aufnehmen können. Hat er Ihnen nicht immer gesagt, Mrs. Long, daß die Sternen-Königin bald erscheinen würde?«

»Das stimmt.«

»Da haben wir es wieder.«

»Können Sie mir sagen, woher sie gekommen ist?«

»Von den Sternen, Mr. Long.«
»Das ist doch Unsinn.«
»Würde ich nicht behaupten. Solange wir nicht das Gegenteil dessen bewiesen haben, sollten wir uns mit dem Gedanken vertraut machen. Zudem hatte sie sich nicht nur ihren Sohn als Opfer ausgesucht, auch ich bin von ihr besucht worden. Sie wollte mich kennenlernen, weil ich einen bestimmten Gegenstand besitze.«
»Meinen Sie etwa das Kreuz?« fragte Long. »Es hat sich bei den Kollegen herumgesprochen, daß Sie diesen Talisman besitzen. Das einmal vorweg. Sie können sich vorstellen, Mr. Sinclair, daß ich meine Hände nicht untätig in den Schoß legen werde. Ich mische mit, und zwar kräftig.«
»Das haben wir befürchtet«, sagte Suko.
»Was soll das heißen? Trauen Sie mir nichts zu?«
»So dürfen Sie das nicht sehen«, stand ich meinem Partner bei.
»Die Sache kann sehr gefährlich werden.«
»Ich bin einiges gewohnt. Das können Sie mir glauben.«
»Wir bestreiten es nicht, Mr. Long. Ihr Job ist verdammt gefährlich. Ein wenig kenne ich die Drogen-Szene auch. Nur können Sie nicht Äpfel mit Birnen vergleichen. Unsere Jobs sind einfach zu unterschiedlich. Wir müssen uns mit Personen auseinandersetzten, die man als nichtmenschlich bezeichnen kann. Da nutzen keine Kugeln. Sie brauchen dazu andere Waffen und einen in diese Richtung hin geschulten Verstand. Hinzu kommt eine sehr starke Erfahrung.«
»Sie wollen mir doch nicht weismachen, daß Sie auf all unsere Ermittlungsarten verzichten?«
»Nein, das will ich nicht. Wir setzen Sie allerdings nur sporadisch ein und gehen ansonsten unorthodoxer an die vorliegenden Fälle heran. Das mußte ich Ihnen sagen.«
»Okay, ich habe verstanden.« Er schaute mich starr an. Ich war davon überzeugt, daß er schauspielerte.
Suko und ich erhoben uns, wie auf ein geheimes Kommando hin.
»Wir werden Sie jetzt wieder allein lassen und versuchen, den Fall auf unsere Art und Weise zu klären.«
»Tun Sie das.« von Mrs. Long verabschiedeten wir uns im Wohnraum. Ihr Mann brachte uns noch zur Tür.
»Spielen Sie nicht den Rächer«, warnte ich ihn noch einmal.
»Klar doch«, erwiderte er und grinste breit.
»Überzeugt?« fragte Suko, als wir in seinem BMW saßen, mit dem wir losgezogen waren.
»Nein, Alter. Der wird versuchen, uns kräftig in die Suppe zu spucken…«

***

»Wie fühlst du dich, mein Kleiner?«
Kevin Long hörte die Frage sehr wohl, allein, er war nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Zu gewaltig lasteten die Eindrücke des kürzlich Erlebten noch auf ihm.
Er war auf das breite Messer geklettert und über London hinweggeflogen. Eine genaue Höhenangabe war ihm nicht möglich gewesen, jedenfalls hatte die Stadt unter seinen Füßen gelegen, und ihn selbst hatte das Gefühl überkommen, nach den Sternen greifen zu können.
London – ein Meer aus Lichtern. An einigen Stellen dicht geballt und gedrängt, an anderen wieder auseinandergerissen, auf mehrere Inseln verteilt und oftmals dunkle Stücke umrandend.
Das Licht schwamm in einem Meer der Finsternis, denn um London herum war es dunkel gewesen. Sie waren über die Stadt hinweggehuscht. Dennoch hatte er vieles hören können. Stimmen, Gespräche und Geräusche hallten wie aus einem Trichter kommend zu ihnen hoch. Kevin empfing die Stimmung einer Stadt. Er konnte sie riechen, schmecken und beobachten.
Seine Eindrücke in Worte zu fassen, das schaffte er nicht. So stand er nach wie vor auf der breiten Messerklinge und spürte den beruhigenden Druck der Hand auf seiner Schulter.
Die Sternen-Prinzessin stand neben ihm. Sie ließ ihm Zeit, und sie lächelte dabei.
Es war schwer, dieses Lächeln zu deuten. In ihm mischten sich gewisse Gefühle. Es war eine Mischung aus Freundlichkeit, Erlösung und aus lauernder Erwartung. Jedenfalls nicht fröhlich, vielleicht auch planmäßig.
Kevin merkte davon nichts. Er hob die Schultern und wischte über sein Gesicht. Trotz der großen Ereignisse kam er sich irgendwo verloren vor, nur spürte er seltsamerweise kein Heimweh, obwohl er auf seine Heimatstadt hinabschaute.
»Ich warte noch immer auf eine Antwort, Kevin!«
Er nickte. Hier oben hatte sich die Stimme der ungewöhnlichen Frau noch lauter angehört, aber sie besaß nur einen Zuhörer. Die da unten würden sie nicht hören können.
»Ich kann es nicht sagen, Consuela. Es ist eben alles so schrecklich anders.«
»Schrecklich?«
»Nein, aber anders.«
»Fühlst du nicht, wie es aus der Tiefe zu uns hochströmt? Spürst du nicht, was dort zwischen den Häusern kocht? Die Empfindungen der Menschen, die Gefühle. Darin steckt Liebe, Vertrauen, aber auch Feindschaft und unmenschlicher Haß!«
»Nein, Consuela. Ich kann es nicht.« Kevin war verwirrt. Mit seinen

elf Jahren konnte er mit dieser fast schon philosophischen Erklärung der Sternen-Prinzessin wahrlich nichts anfangen. Er mußte sich auf die Dinge konzentrieren, die er tatsächlich sah und die auch für ihn begreifbar waren. Mit wachsendem Alter vergrößerte sich auch dieser Bereich, aber noch lebte Kevin in seiner Welt.

»Viele Menschen sind schlecht, mein Kleiner. Sehr schlecht sogar. Sie schauspielern, gaukeln die Freundschaft vor, wo keine vorhanden ist. Da bin ich anders.«

»Wie denn?«

»Gerecht!«

»Und was bin ich für dich?« fragte Kevin. »Siehst du mich als deinen Freund an, Consuela?«

»Ich weiß es nicht. Ich möchte ehrlich zu dir sein, Kevin. Ich habe dich gesucht, weil ich dich brauche. Ja, ich bin in gewisser Hinsicht von den Menschen abhängig, die sich auf die Suche nach mir gemacht haben.«

»Das verstehe ich nicht…«

»Es ist auch nicht weiter tragisch. Schon bald wird die Zeit kommen, wo du es merkst.« Consuela ging in die Knie. Jetzt war sie ebenso groß wie der Junge. »Diese Nacht ist nicht gut«, sprach sie weiter. »Ich merke genau, daß zwischen den Häusern in den dunklen Straßen das Böse seinen Weg finden wird. Glaub es mir, Kevin. Es lauert dort, es steckt dazwischen, es wartet nur darauf, daß es sich befreien kann. Das Böse ist überall. Aber ich werde es ausmerzen, und du, Kevin, kannst dabei sein und zusehen, wie dies alles geschieht.«

»Aber wie kannst du das tun?«

Consuela lachte leise. »Hast du das Buch nicht gelesen, mein Kleiner?«

»Doch, viele Male.«

»Da muß es dich doch überkommen haben. Du hast schon während des Lesens den Kontakt zu mir herstellen können. Du mußtest es bemerkt haben, daß zwischen den Zeilen etwas schimmert, das ich als Flair bezeichnet habe. Ich suche mir genau die Stellen aus, wo ich das Böse vernichten kann. Punktgenau treffe ich sie.«

»Auch jetzt?«

»Ja!« Sie richtete sich wieder auf. »Ich merke, daß gerade in dieser Minute grausame Dinge geschehen. Daß in der Stadt dort unten Menschen sterben. Ich will es verhindern, alles kann ich nicht, aber einige Leben werde ich retten. Und du, Kevin, wirst mir dazu die Kraft geben. Ich, die Prinzessin von den Sternen, bin auf dich angewiesen. Ich habe dich nicht grundlos gesucht und gefunden.«

»Aber was soll ich tun?«

»Es ist ganz einfach. Wir gehören zusammen, und du wirst mir einen Teil von dir selbst geben. In deinem Körper steckt etwas, daß ich sehr

gut gebrauchen kann. Es ist ein Stück Seele, verstehst du? Seele von dir, mein Junge. Die Seele eines Menschen, der mir sehr zugetan ist. Seele bedeutet Leben junges Leben und Kraft.« Sie drehte sich so hin, daß sie Kevin anschauen konnte.

Ihre Gesichter befanden sich nur mehr eine Handlänge voneinander entfernt.

Kevin spürte ein körperliches Unwohlsein. Er wollte zurückweichen, die Nähe war ihm nicht mehr geheuer, aber Consuela hielt ihn mit beiden Händen fest, die sie auf seine Schultern gelegt hatte.

»Nein, mein Kleiner, du mußt bleiben. Ich habe dich nicht grundlos mitgenommen. Wir haben einen anderen besucht, den Sohn des Lichts, doch er stemmte sich innerlich gegen mich. Du aber nicht.«

Sie drückte ihr Gesicht noch weiter vor und berührte mit ihren Lippen die Wangen des Jungen.

Kaum Kontakt, hatte Kevin das Gefühl, von etwas Kaltem berührt zu werden. Ein kalter Hauch, fast wie ein Lichtstrahl, so glitten die Lippen der Sternen-Prinzessin über seine Wange.

Sie küßte ihn, aber diese Küsse waren nur mehr ein Hauch, der sich schließlich über das gesamte Gesicht verteilte.

Auch seine Mutter hatte ihn öfter geküßt. Kevin erinnerte sich an die weichen, warmen Lippen, die er als so wunderbar empfand, wenn sie seine Haut berührten.

Das hier war anders.

Nicht grausam, auch nicht abstoßend, dennoch fühlte er sich nicht wohl unter diesen zarten Berührungen. Er glaubte, daß die Fremde etwas von ihm nehmen würde.

»Es ist wunderschön, wenn ich jemanden wie dich habe«, flüsterte Consuela. »Gewisse Dinge sind einfach nötig, verstehst du das, mein kleiner Freund? Du bist jung, aber dein Inneres steckt voller Kraft. Ich möchte, daß du sie mit mir teilst.«

Kevin gab keine Antwort. Regungslos ließ er die Liebkosungen über sich ergehen.

»Jugend, Leben, Frische. All das brauche ich, mein kleiner Freund. Du wirst es mir geben. Du hast deine Eltern verlassen wie ein Brautpaar, das Zusammensein will. Denke daran, daß ich deine Braut bin. Es gibt nicht viel Leben zwischen den Sternen, das Leben aber brauche ich, und so muß ich mir die Kraft woanders herholen. Das verstehst du doch – oder?«

Er gab keine Antwort und wartete, bis die Liebkosungen endlich vorbei waren.

Nach einer kleinen Ewigkeit, so erschien es ihm, richtete sich die Sternen-Prinzessin wieder auf, blieb vor ihm stehen und schaute lächelnd auf ihn nieder. »Ja«, sagte sie. »So ist es gut. So ist es einfach wunderbar, mein Kleiner.«

Er blickte zu ihr hoch. »Was ist denn los?«
»Ich fühle mich stark.«
»Warst du das nicht schon immer?«
»Schon, aber jetzt bin ich noch stärker geworden, da du mir einen Teil von dir gegeben hast.«
»Was denn?«
Sie spitzte den Mund während der Antwort. »Deine Energie, deine Jugend, etwas von deinem Leben. Du mußt gespürt haben, als du das Buch gelesen hast, daß du nur geboren worden bist, um später mir vieles von dir zu schenken, denn ich allein will gerecht sein.«
Die Worte hatten Kevin regelrecht gequält. Es brannten zahlreiche Fragen auf seiner Zunge, nur wußte er nicht, wie er sie stellen und wo er anfangen sollte.
»Ich weiß es wirklich nicht…«
»Dann sieh nach unten.«
»Wieso?«
»Schau auf das Messer, mein Kleiner.« Consuela trat zwei kleine Schritte zurück, damit die Distanz zwischen den beiden groß genug werden konnte.
Kevin Long senkte den Kopf.
Er sah sich selbst, konnte jede seiner Bewegungen mitverfolgen, denn die Klinge war plötzlich zu einem Spiegel geworden, der gerade sein Bild wiedergab.
Die Haare, das Gesicht, den Hals…
Das Gesicht? Kevin erschrak. War das noch sein Gesicht, das er auf der Schneide sah?
Nein – oder doch?
Die Haare hatten ihre Farbe behalten, doch die Züge darunter waren nicht mehr die gleichen.
Der Junge sah im Gesicht um zehn Jahre älter aus!

***

Ich hatte schlecht geschlafen. In den wenigen Stunden hatte ich mich im Bett herumgewälzt und über den neuen Fall nachgedacht. So etwas passierte mir eigentlich nicht oft, denn sonst hätte ich des öfteren mies schlafen müssen.
Vielleicht lag es auch am Wetter. Wir hatten Föhn. Von Süden her war die Warmluft über England geströmt, hatte die Wolken vom Himmel gefegt und Temperaturen gebracht, die über 20 Grad lagen.
Das ausgerechnet im Oktober, der auch schon in die zweite Monatshälfte ging.
Beim Aufstehen brummte mir der Kopf, als hätte ich am Abend vorher ein halbes Dutzend Doppelte getrunken. Müde schlich ich unter die Dusche, die mich nur wenig erfrischte.

Der Morgenkaffee besaß zwar nicht die Qualitäten wie ein von Glenda gekochter, aber er half dem Vater auf die Sprünge. Ich näherte mich allmählich wieder der Normalform.

Natürlich dachte ich an die geheimnisvolle Sternen-Prinzessin, die mich gesucht und gefunden hatte. Dann war sie geflohen. Weshalb?

Weil sie mein Kreuz gesehen hatte?

Davon ging ich zunächst aus. Ich beschäftigte mich gedanklich auch mit Kevin Long. Consuela hatte den Jungen entführt. Möglicherweise war es ihm gelungen, mit dieser fernen Person Kontakt aufzunehmen. Das Buch war von ihm sehr intensiv gelesen worden und auch die Zahlen und Symbole auf dem Innern des rückseitigen Einbands.

Sie mußten eine sehr große Bedeutung haben, über die für uns nach wie vor ein rätselhafter Mantel lag.

Der Türsummer schreckte mich aus meinen Überlegungen hoch.

Ich sah auf die Uhr und wunderte mich, wie sehr die Zeit vergangen war. Suko kam, um mich abzuholen.

»Noch nicht fertig?« fragte er. Ein prüfender Blick flog über mein Gesicht. »Sehr gut siehst du aber nicht aus.«

»Guck dich mal an.«

Suko lachte. »Ich hab' gut geschlafen.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Wir waren in die Küche gegangen, wo ich das Geschirr wegräumte. Heute wollten wir mit dem Dienstrover fahren, dessen Zündschlüssel bereits in meiner Hosentasche steckte.

»Ist was passiert?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts. Ich konnte nur nicht in den Schlaf kommen, das ist alles.«

»Heute ist auch noch ein Tag, John.«

»Ich weiß. Nur werden einige Probleme auf uns zukommen. Einem davon möchte ich mal den Namen Rusty Long geben.«

Suko nickte. »Du glaubst an eine persönliche Rachetour?«

»Bestimmt.«

»Dann wird er sich Urlaub genommen haben, um sich mit dem Fall beschäftigen zu können.«

»Damit rechne ich. Vielleicht ist er auch schon weiter als wir.«

»Dann müßte er uns etwas verschwiegen haben.«

»Wäre das ein Wunder?«

»Bestimmt nicht.«

Wir standen mittlerweile in der Tiefgarage, in der es widerlich nach Abgasen roch, denn um diese Zeit starteten viele Fahrzeuge.

Auch wir schoben uns hinter einem Ford her, aus dessen Auspuff blaugraue Wolken strömten und über den Kühler des Rover flossen.

Ich habe schon zu oft über unsere Fahrten zum Yard berichtet.

Diesmal schenke ich es mir. Jedenfalls war es nicht sehr angenehm.

Der Londoner Verkehr war besonders, die Autofahrer schienen vom

Wetter trunken geworden zu sein. Wir hörten die Sirenen der Streifen- und Unfallwagen besonders oft.

Unnatürlich klar spannte sich der Himmel über London. Eine schier endlose Bläue, ohne sichtbare Wolken. Der warme Südwind wehte föhnartig in die Straßenschluchten und bewegte das Wasser der Themse heftiger als gewöhnlich.

Irgendwann erreichten wir unser Ziel und hatten das Gebäude kaum betreten, als wir angesprochen wurden. Der Kollege vom Empfang erklärte uns, daß jemand auf uns wartete.

Der Mann hockte in einem Sessel in der Halle. Er schaute uns aus rot geäderten Augen entgegen, war blond, ziemlich groß gewachsen und wirkte erst erleichtert, als wir ihm die Hand gedrückt und uns vorgestellt hatten.

»Bin ich wirklich an die richtigen Leute gelangt?«

»Das wird sich herausteilen, Mister.«

»Ich heiße Lidholm. James Lidholm.«

»Okay, Mr. Lidholm. Wollen Sie mit in unser Büro kommen?«

»Da fühle ich mich wohler.«

Im Aufzug rochen wir seine Fahne. Er bemerkte unsere etwas abwehrende Reaktion und hob die Schultern. »Sorry, aber ich habe mir in der vergangenen Nacht als Braut eine Flasche Whisky geholt. Das mußte ich einfach haben, denn die Probleme fingen an, mir über den Kopf zu wachsen. Es ist einfach unglaublich. Ihre Kollegen haben mich ja für einen Spinner gehalten, aber ich habe die Frau auf dem breiten Messer tatsächlich gesehen, Gentlemen.«

Suko und ich schauten uns an. »Wann?« fragte mein Freund.

»In der vergangenen Nacht. Ich wurde Zeuge zweier schrecklicher Morde.«

»Sie haben überlebt?«

»Ja.«

»Sie konnten fliehen?«

»So ähnlich, Sir.«

»Wir werden gleich weiterreden«, schlug Suko vor und öffnete die Tür zum Vorzimmer, aus dem uns bereits der Duft eines frisch gekochten Kaffees entgegen wehte.

Glenda Perkins war in ihrem Element und schon längst da.

Beim Anblick unseres Besuchers schluckte sie einige spitze Bemerkungen zu diesem Thema herunter und erkundigte sich, ob unser Gast auch Kaffee wollte.

»Und wie«, sagte ich.

»Ich bringe ihn gleich.« Glenda war wieder schick angezogen.

Schon herbstlich. Ein messingfarbener Pullover, dazu trug sie einen schwarzen, engen, kniekurzen Rock.

»Darf ich rauchen?« fragte Lidholm.

»Bitte.«

Er holte mit zitternden Fingern eine Zigarette aus der Packung. Ich gab ihm Feuer. Nach Ausstoßen der ersten Rauchwolken kam er zum Thema. »Es ist nicht einfach zu fassen«, sagte er, »aber ich möchte unter anderem zwei Morde melden.«

Glenda kam mit dem Kaffee. Wir bedankten uns. Lidholm trank ihn schlürfend. Wenig später hörten wir eine Geschichte, die uns vom Hocker gerissen hätte, wenn wir die Person nicht schon selbst gesehen hätten. Lidholms Erinnerung war noch sehr gut. Er fütterte uns mit Einzelheiten, nur auf das Motiv der beiden Morde kam er nicht zu sprechen.

Das wollte ich wissen.

»Nun ja, es ist so. Diese Männer waren Berufskiller und wollten mich töten.«

»Grundlos?«

»Nein, nein oder doch.«

»Haben Sie Dreck am Stecken?« Suko wurde direkt.

»Nicht direkt.«

»Also indirekt?«

»So kann es auch nicht genannt werden. Wissen Sie, ich bin Geschäftsmann. Import/Export. Ich handle mit vielen Dingen, unter anderem auch mit einer relativ brisanten Ware.«

»Drogen?« fragte ich.

Er hob beide Hände zur Abwehr. »Um Himmels willen, nein! Keine Drogen. Etwas anderes.«

»Sagen Sie es schon.« Ich merkte, daß er nicht mit der Sprache herausrücken wollte.

»Werden Sie mir daraus auch keinen Strick drehen?«

Mein Lachen klang etwas scharf. »Das kann ich Ihnen natürlich nicht versprechen. Es kommt wirklich darauf an, wie stark Sie die Gesetze gebrochen haben.«

Er runzelte die Stirn, eine zweite Zigarette mußte daran glauben, dann endlich formulierte er sehr behutsam seine Antwort. »Ich bin als Vermittler eingeschaltet worden. Gewissermaßen ein Mann für einen Konzern, der offiziell keine Waffen verkaufen darf. Ich habe eben mitgeholfen, sie in den Süden Afrikas zu verschieben und vor kurzem ein Geschäft auf eigene Rechnung gemacht. Das gefiel den Südafrikanern nicht. Zuerst warnten sie mich allgemein, dann schickten sie die Killer. Sie zwangen mich, mit ihnen zu einem Steinbruch zu fahren. Als sie mich umbringen wollten, erschien die Frau auf dem Messer. Und dieses riesige Messer tötete beide. Mich ließ sie laufen. Ich kann Ihnen sagen, so gezittert habe ich noch nie zuvor in meinem Leben. Aber ich muß der Frau dankbar sein. Sie rettete mein Leben und zerstörte nur meinen Wagen. Der Saab ist

stabil gebaut, aber das Messer schnitt hindurch, als bestünde er aus weichem Fett. So etwas habe ich noch nie gesehen, wirklich nicht.«

»War die Person allein?« wollte ich wissen.

»Ja, sie stand auf dem Messer!«

»Ein Kind haben Sie also nicht gesehen?«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, wie kommen Sie denn darauf?«

»Vergessen Sie es.«

»Man hat Sie also zu uns geschickt«, sagte Suko.

»So ist es. Die Polizisten, bei denen ich mich meldete, glaubten mir nicht. Einer kam dann auf die Idee, daß ich mich mit Ihnen in Verbindung setzen sollte. Er meinte. Sie hätten ein Herz für Spinner wie mich.«

Ich schüttelte den Kopf. Leider gab es noch immer Kollegen, die unsere Arbeit nicht ernst nehmen. Damit mußten wir leben. »Von den beiden Toten haben Sie nichts erzählt?«

»Nur Ihnen.«

»Wissen Sie, ob in dem Steinbruch gearbeitet wird? Oder wurde er längst stillgelegt?«

»Das weiß ich nicht.«

»Sie wissen aber genau, wo er liegt?«

»Klar.«

Ich griff zum Telefon und wählte eine bestimmte Nummer. Ein Band lief ab. Auf ihm waren die Vorgänge der vergangenen Nacht gespeichert. Von zwei Toten in einem Steinbruch hörte ich nichts.

Danach alarmierte ich einen Streifenwagen und bestand darauf, daß uns Bescheid gegeben wurde, wenn man die Leichen tatsächlich entdeckte.

»Weshalb wurden gerade Sie gerettet?« erkundigte sich Suko.

»Das weiß ich inzwischen. Die… die Frau hat sogar mit mir gesprochen. Sie haßt das Unrecht, erklärte sie mir. Sie will nicht, daß Unrecht auf der Welt geschieht. Deshalb reagierte sie auf diese ungewöhnliche Art und Weise.«

»Dann war sie über Ihre Aktivitäten nicht informiert?«

»Das glaube ich auch, Inspektor.«

Ich hob die Schultern. »Wie schuldig haben Sie sich gemacht?« fragte ich.

Er lächelte. »Aber ich bitte Sie. Wie kann man nur so fragen. Ich bin ein kleines Licht in der Szene. Ich habe nur versucht, einige Dollars zur Seite zu schaffen. Die Großen sitzen ganz woanders. Das sind organisierte Banden mit besten Beziehungen bis hin zu den höchsten Stellen. Nein, an mich können Sie sich dabei nicht wenden. Ich kann Ihnen auch keine Namen von Hintermännern sagen. Es ist am besten, wenn Sie mich einfach vergessen. Einigen wir uns darauf?«

»Das weiß ich nicht.«

»Kommen Sie, Mr. Sinclair. Ich bin nicht wichtig. In diesem Fall müßte Sie die Mörderin interessieren.«

»Da haben Sie recht.« Auch ich zündete mir eine Zigarette an.

»Hat Sie Ihnen eigentlich nicht mitgeteilt, was sie noch alles vorhat? Ich kann mir vorstellen…«

»Gerechtigkeit«, unterbrach er mich. »Sie will Gerechtigkeit und das Übel ausmerzen.«

»Ist sie ein Mensch?«

»Sie sah zumindest so aus. Ich will Ihnen etwas sagen, Mr. Sinclair. Diese Frau ist brandgefährlich. Bei mir hat sie angefangen, und sie wird sich weitere Opfer suchen.«

Da sagte er uns nichts Neues. Auch wir gingen von dieser Befürchtung aus.

Das Telefon meldete sich. Jemand berichtete mir, daß die beiden Leichen tatsächlich gefunden worden waren.

»Wie sehen sie aus?« fragte ich.

Der Kollege räusperte sich. »Schlimm, Sir. Die müssen mit einer furchtbaren Waffe umgebracht worden sein. Ich habe noch nie ein derartiges Bild gesehen. Was sollen wir tun? Kümmern Sie sich um die Sache?«

»Es wird eine Yard-Angelegenheit sein. Lassen Sie die Toten in unseren Bereich schaffen. Wir werden sie obduzieren.«

»Geht klar, Sir.«

»Sie haben recht gehabt, Mr. Lidholm. So verdammt recht. Die Frau hat getötet.«

»Das sagte ich Ihnen.«

Ich strich über meine Stirn. »Hat sie Ihnen nichts von ihren weiteren Plänen erzählt? Ich meine, ist sie nicht auf gewisse Einzelheiten eingegangen?«

»Überhaupt nicht.«

»Dann können wir sie suchen.«

Lidholm lachte. »Wahrscheinlich im Himmel oder zwischen den Sternen. Ich weiß nicht einmal, ob sie sich am Tage sehen läßt. Vielleicht ist die Nacht ihr Revier.«

»Das kann auch sein.«

Er schaute auf seine Uhr. »Meine Personalien haben Sie. Kann ich jetzt gehen?«

»Sicher. Nur wäre es unter Umständen besser, wenn wir Sie bei uns in Schutzhaft behalten.«

»Weshalb denn?«

»Haben Sie die Killer vergessen?«

Er winkte ab. »Die sind tot.«

»Es könnte doch sein, daß andere auf Ihre Fersen gesetzt werden«, meinte Suko.

Lidholm hob die Schultern. Sein Mund bewegte sich dabei, als würde er etwas kauen. »Das Risiko muß ich eingehen.«

Ich glaubte ihm nicht. »Wahrscheinlich wollen Sie sich absetzen, Mr. Lidholm?«

Er grinste. »Wäre das so verkehrt?«

»Sie müssen es wissen.«

»Okay, Mr. Sinclair. Ich habe Ihnen jedenfalls gesagt, was ich weiß. Alles andere ist Ihre Sache.«

Da hatte er ins Schwarze getroffen. Nur fragte ich mich, wo wir den Hebel ansetzen sollten. Wir hatten keinen Anhaltspunkt, bis auf die beiden verschiedenen Bücher, die doch eine Gemeinsamkeit aufwiesen. Durch ihr Studium wurde der Kontakt zu der geheimnisvollen Sternen-Prinzessin hergestellt.

James Lidholm erhob sich. Er wirkte unsicher. »Kann ich dann gehen?« Er strich durch sein Haar.

»Ja, Ihre Adresse haben wir.« Auch Suko und ich erhoben uns.

»Aber seien Sie in Zukunft vorsichtig. Internationale Banden schicken internationale Killer. Wir haben Ihnen geglaubt, was passiert ist. Es fragt sich nur, ob andere auch so denken.«

Er winkte ab. »Das werde ich schon zu richten wissen.« Überzeugend klang seine Stimme nicht.

Glenda brachte ihn nach unten. Ich ließ mich wieder auf den Schreibtischstuhl fallen und blickte einem nachdenklich wirkenden Suko ins Gesicht. »Was sagst du, Alter?«

»Nichts, gar nichts.«

»Das ist wenig.«

Er deutete auf das Buch neben sich. »Ob wir uns damit näher beschäftigen sollen?«

»Wie denn?«

»Es gründlich lesen.«

»Okay und dann?«

»Es muß doch einen Hinweis geben. Vielleicht können wir auch noch Lady Sarah einschalten. Sie hat bei diesen Dingen oft den besseren Durchblick.«

Da gab ich meinem Freund und Kollegen recht. Wie wir den Fall auch drehten und wendeten, das Ergebnis war stets unbefriedigend.

Diese geheimnisvolle Sternen-Prinzessin war uns immer einen Schritt voraus. Sie konnte reagieren, wir nur agieren.

Das Telefon meldete sich. Ich war überrascht, als ich nach dem Abheben Linda Longs Stimme vernahm. »Was kann ich für Sie tun, Mrs. Long? Ist Ihr Sohn wieder erschienen?«

»Nein, leider nicht.« Sie schluchzte. »Es ist alles so schrecklich. Ich habe eine furchtbare Nacht hinter mir.«

»Das glaube ich Ihnen gern.«

Sie fuhr fort. »Dabei geht es nicht einmal nur um Kevin, auch um meinen Mann. Er ist nicht zu halten. Der fühlt sich wie ein einsamer Wolf in der Großstadt. Er will unseren Sohn finden, und er versucht es dabei auf eigene Faust.«

Ich atmete scharf ein. »Das ist verflixt gefährlich, Mrs. Long.«

»Wem sagen Sie das. Ich konnte Rusty jedenfalls nicht von seinem Plan abbringen.«

»Gut, kommen wir zur Sache. Hat er denn überhaupt eine Spur? Weiß er, wohin er sich wenden muß, um seinen Sohn zu finden? Diese Dinge müßten klargestellt sein.«

»Nein oder ja. Jedenfalls hat er mir nichts gesagt. Ein Name ist gefallen – Fox.«

Ich räusperte mich und dachte gleichzeitig nach. »Fox? Sie haben sich nicht verhört?«

»Nein.«

»Kennen Sie ihn?«

Mrs. Long lachte auf. »Nicht persönlich. Mein Mann hatte mit ihm zu tun. Er war einer seiner Verbindungsleute zur Drogen-Szene…«

»Entschuldigen Sie. Aber was will er damit erreichen? Die Szene und die Sternen-Prinzessin sind zwei Paar Schuhe.«

»Das denke ich auch, aber er wird seine Gründe gehabt haben.«

»Was ist dieser Fox? Wovon lebt er?«

»Soviel ich weiß, besitzt er in Soho ein Geschäft. Einen kleinen Laden, in dem er Spielzeug verkauft.«

»Für Kinder?«

Die Frage war nicht so dumm, wie sich bei der Antwort herausstellte, denn Mrs. Long sagte: »Nicht direkt für Kinder. Wer diese Art von Spielzeugen erwirbt, ist schon älter. Sie kennen sicherlich die Fantasy-Spiele, die in den letzten Jahren auf den Markt gekommen sind. Das ist sein Hauptgeschäft. Nebenher verkauft er noch magischen Krimskrams, wie mein Mann immer zu sagen pflegte. Bei ihm soll es im Hinterraum eine Teestube geben, in der nicht nur Tee getrunken wird.«

»Auch gedealt?«

»Das ist möglich.«

»Wie kam ihr Mann auf diesen Fox?«

»Das weiß ich auch nicht. Es muß einer Idee entsprungen sein. Er murmelte des öfteren von einem Bild, das er schon einmal gesehen hat.«

»Welches Bild meinte er damit?«

»Ich hatte ihm die Person ja beschrieben, die vor dem Fenster meines Sohnes stand.«

»Die Sternen-Königin!«

»Genau.«

Ich konnte einen Pfiff nicht unterdrücken. »Und Ihr Mann ist der Meinung, daß er ein ähnliches Bild schon gesehen hat.«

»Das glaube ich zumindest. Die Idee war plötzlich da. Er ließ sich auch nicht davon abbringen, Mr. Sinclair. Wir lagen im Bett, er murmelte etwas vor sich hin und wußte nicht, daß ich noch wach war. Deshalb habe ich überhaupt etwas gehört. Da ich ihre Besorgnis kenne, Mr. Sinclair, und sie auch teile, habe ich mir gedacht, ich rufe Sie an.«

»Das war das Beste, das Sie machen konnten, Mrs. Long!«

»Ich dachte dabei an meinen Sohn.« Ihre Stimme verlor wieder an Kraft. »Werden Sie sich diesen Fox einmal anschauen?«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Gut.« Sie räusperte sich. »Dann wünsche ich Ihnen viel Glück. Falls Sie meinen Mann treffen, geben Sie bitte auf ihn acht. Er ist oftmals sehr unbeherrscht.«

»Keine Sorge, wir passen schon auf.«

Als ich den Hörer zurückgelegt hatte, rieb sich Suko die Hände. Er hatte mitgehört. »Darf es denn wahr sein? Ist das die heiße Spur, die wir haben, John?«

»Ich hoffe es.«

»Aber den Namen kenne ich nicht. Fox«, murmelte Suko und schaute bereits im Telefonbuch nach. »Mal sehen, wo der Knabe wohnt…«

***

Die alte Halle, lag auf einem Gelände, über das man vor Jahren noch nicht gesprochen hatte. In letzter Zeit allerdings waren Pläne bekannt geworden, die sich mit einem Sanierungsgebiet befaßten, das den Londoner Osten betraf.

Dort sollten alte Gebäude abgerissen werden und auch die baufälligen Wohnblocks verschwinden, um neuen Bauten Platz zu machen. Schon jetzt wurde spekuliert, schossen Preise in die Höhe, und hinter den Kulissen entbrannte ein Kampf der Spekulanten bis aufs Messer, denn es ging um Millionen von Pfund.

Die Besitzer der alten, abseits stehenden Hallen kümmerte das nicht. Sie hatten sich dieses »Home« ausgesucht, um ungestört ihren Geschäften nachgehen zu können.

Eigentlich war der Begriff Geschäfte falsch gewählt. Es ging nur um ein Geschäft.

Rauschgift!

Die Geschäfte selbst lagen in der Hand eines Mannes, der sich stets im Hintergrund hielt, die Arme jedoch über London ausgestreckt hatte.

Der Mann hieß Logah. Costello!

Ihm selbst war nie etwas nachzuweisen gewesen. Er konnte schalten

und walten wie er wollte. Zudem machte er sein Geld nach außen hin mit legalen Geschäften. Daß er den Rauschgift-Markt an der Themse kontrollierte, darüber flüsterte man nur. Ebenso wie über die Tatsache, daß er sich schon mit dem Teufel verbunden hatte, um noch mehr Macht zu bekommen.

Wie gesagt, Costello trat nie selbst in Erscheinung. Die Durchführung des brutalen Geschäfts überließ er anderen.

Die alte Halle war eine Art Umschlagpunkt. Hier trafen sich die Großdealer, um die Waren an die kleineren zu verteilen. Zu ihnen gehörten die Hungerleider, die oft selbst von der Nadel Abhängigen, aber auch die Street Gangs, die das Zeug mit hinterhältigsten und härtesten Methoden an die Käufer brachten.

Die Polizei war zwar nicht machtlos, aber sie bekam die Bande leider nicht in den Griff, trotz außergewöhnlicher Ermittlungsmethoden, wie sie von verdeckt operierenden Agenten durchgeführt wurden. Man erzielte Teilerfolge, konnte aber nie das Ganze zerstören.

Dennoch waren die Erfolge dieser Männer gleichzusetzen mit gefährlichen Nadelstichen, die irgendwann einmal störten. Die Banden hatten sich geschworen, jeden zu killen, der ihnen in die Hände fiel.

Nur ein toter Bulle ist ein guter Bulle.

Nach dieser Maxime lebten und handelten sie, besonders dann, wenn sie in der Gruppe waren.

An diesem Oktobertag hatten sie sich ebenfalls in der Fabrik getroffen. Nicht um das Rauschgift zu verteilen. Es ging ihnen einzig und allein um eine Person.

Es war ein Polizist, den sie umbringen wollten. Schon lange hatte er auf ihrer Liste gestanden.

Sein Namen lautete Rusty Long!

***

Und gerade dieser Rusty Long hatte sich bei seiner Dienststelle abgemeldet und für drei Tage Urlaub genommen. Gründe hatte er nicht angegeben, er wäre kaum auf Verständnis gestoßen, doch was er vorhatte, konnte er nicht mehr zurückdrängen. Er mußte den Weg gehen, den er sich einmal vorgenommen hatte.

Seiner Frau hatte er nichts erzählt. Allerdings ging er davon aus, daß sie etwas ahnte. Noch jetzt, als er wieder darüber nachdachte, spürte er den Abschiedskuß auf seinen Lippen, den sie ihm gegeben hatte. Irgendwie brannte er noch.

Seinen vier Jahre alten Volvo 440 hatte er schräg auf dem Gehsteig geparkt. Den letzten Rest der Strecke war er zu Fuß gelaufen. Rusty befand sich in einem typischen Viertel von Soho.

In dieser Straße war noch nicht gebaut und renoviert worden. Man hatte die Fassaden der Häuser so gelassen, und die Inhaber der kleinen

Geschäfte fühlten sich wohl.

Bars und Striplokale gab es hier nicht. Dafür Läden, die alles mögliche verkauften, von lebenden Tieren bis hin zu Einkaufstüten mit den Aufdrucken teurer Geschäfte.

Imbißläden und Kneipen reihten sich aneinander. Wäschereien, winzige China-Lokale, zwei alte Programmkinos und die bekannten Fotoläden, in die manchmal die Gentlemen verschwanden, um in schmutzigen Hinterzimmer die lebenden Nacktmodelle auf den Film ihrer Kamera bannen zu können.

Das wußte Rusty, das interessierte ihn nicht. Sein Job war an diesem Tag ein anderer.

Um nicht aufzufallen, hatte er sich dementsprechend gekleidet. Er trug die alte Lederjacke, die schon eine gewisse Patina zeigte. Sie war mal tiefschwarz gewesen, jetzt schimmerte sie an den meisten Stellen in einem verwaschen wirkenden Grau. Flicken bedeckten sie an den Ellbogen. Der Kragen stand ständig hoch. Sie war glücklicherweise so lang, daß sie seinen Revolver verdeckte, den er in einer weichen Halfter trug. Sie befand sich an der hinteren Seite des Gürtels.

Dicke Jeans und Turnschuhe gehörten ebenfalls zu seiner »Kampfkleidung«. Unter dem dichten Haar wirkte das Gesicht an diesem frühen Mittag noch härter. Menschen, die Rusty entgegenkamen, machten einen Bogen um ihn. Selbst die Herumlungerer schauten ihn nur scheu an und enthielten sich jeder Bemerkung.

Man kannte ihn hier, man wußte, daß er ein Bulle war. Es gab Leute, die ihn haßten, aber auch einige, die sich freuten, wenn sie ihn sahen. Geschäftsinhaber, die Besitzer kleiner Speiselokale grüßten, wenn sie ihn sahen.

Rusty Long nickte an diesem Tag nur knapp zurück. Sonst hatte er immer ein freundliches Wort für die Leute.

FOXY TOYS, so nannte sich der Laden. Er war eingeklemmt von grauen Fassaden, die mehr aus Resten bestanden. Der Putz war an vielen Stellen nicht mehr vorhanden. Wo er fehlte, sah die Hauswand aus, als hätte man Vorhänge abgerissen.

Über dem Laden lagen die Wohnungen. Fenster mit blinden Scheiben zeugten davon, daß die Bewohner keiner großen Putzwut unterlagen. Nur in der oberen Etage klebten bunte Schilder auf den Scheiben.

Das Geschäft war geschlossen.

Rusty Long zeigte sich nicht enttäuscht, er hatte damit gerechnet.

Auf seinen Anruf hin hatte ihm niemand geantwortet. Ein Scherengitter versperrte den Eingang.

In den Schaufenstern – sie waren beide winzig – hatte Fox Spiele ausgestellt. Auf schwarzem Samt lagen sie neben Glückbringern, Pendeln und angeblich heilenden Steinen, deren metallische

Einschlüsse auch glänzen, wenn kein Lichtstrahl sie berührte.

An Aufgabe dachte Rusty nicht. Jedes Ding hat zwei Seiten, auch der Laden besaß einen zweiten Eingang. Und zwar von hinten durch die Teestube. Man müßte nur erst in einen Hausflur gelangen und ihn fast bis zum Ende durchschreiten.

Die Tür war nicht verschlossen. Sie quietschte erbärmlich, als Rusty sie aufdrückte.

Ein stinkendes Halbdunkel nahm ihn gefangen. Die Gerüche schienen sich einzig und allein auf diesen Hausflur zu konzentrieren. Es war einfach widerlich schmutzig.

Und er war leer…

Diese Tatsache ließ Mißtrauen in dem erfahrenen Beamten hochkeimen. Er kannte den Flur so nie. Zumeist spielten Kinder oder lungerten arbeitslose Jugendliche herum, leer jedoch hatte er ihn noch nie erlebt. Auch aus dem Hintergrund, wo der Eingang zur Teestube lag, vernahm er keine Stimmen.

Long tastete nach seiner Waffe. Er zog sie hervor und hielt sie so, daß die Mündung gegen die graue Decke mit den großen, feuchten Flecken wies. Wenn er ging, knirschte unter seinen Sohlen der Dreck. Aus Staub und Krümeln setzte er sich zusammen. Links lag die Treppe mit dem lebensgefährlichen Geländer.

Auch auf den Stufen hielt sich niemand auf. Rusty kam sich vor, als wäre er allein im Haus.

Furcht verspürte er keine, nur ein etwas unangenehmes Gefühl.

Möglicherweise hatte man ihm eine Falle gestellt. Aber wer konnte wissen, daß er hierher kommen wollte?

Auf seinen Anruf hin hatte niemand abgenommen. Doch hatte er das Gefühl, erwartet zu werden.

Vielleicht hatte man ihn auch beobachtet. Seit der vergangenen Woche war ihm immer unwohler geworden, da er sich beruflich auf einer heißen Spur befand, die ihn möglicherweise sogar bis dicht an das Ziel namens Costello bringen konnte.

Rusty erreichte die Tür zur Teestube. Der Laden war dicht, die Teestube nicht.

Mit der Fußspitze stieß Rusty sie auf und bekam intervallweise die freie Sicht in den Raum.

Da standen die Stühle und Tische aus Korbgeflecht, ohne daß einer besetzt war. Auf den Tischen wirkten die Kerzenstummel wie verkrüppelt. Zwei Gummibäume fristeten ein trauriges Dasein, und die an den Wänden hängenden Plakate versprachen in ihren Texten ein tolles, sorgenfreies Leben, das die Besucher der Teestube wohl nie haben würden.

Selbst der müde Ventilator an der Decke drehte sich nicht. Auf ihn war Fox besonders stolz gewesen. Er hatte ihn in den Staaten

ersteigert, ein Requisit aus einem alten Bogart-Film.
Der Boden bestand aus schwarzgrau gestrichenen Bohlen, Asche, Krümel und Papier verteilten sich auf ihm. Es roch nach Gras, wie man Marihuana auch nannte.
Neben der Tür befand sich das Regal. In den Fächern standen zahlreiche Teesorten.
Neben dem Regal und nur schwer zu erkennen, zeichnete sich die schmale Tür ab, die zu den Toilettenräumen führte. Zwei enge Kabinen nur, eine für Frauen, die andere für Männer.
Die Türen zeigten einen blassen, ehemals grünen Anstrich. Wie ein fast abgeknickter Finger hing die braune Metallklinke durch.
Rusty Long schaute sich um, bevor er die Tür mit der Aufschrift Gentlemen ruckartig aufzog.
Automatisch wurde dabei die Lampe unter der fliegendreckverklebten Decke hell.
Ihr Licht fiel auf ein kleines Handwaschbecken. Daneben hing ein schmutziges Handtuch, was den Beamten nicht weiter kümmerte, denn er sah den Mann, der auf der Toilettenschüssel hockte und an einem hochlaufenden Rohr so gefesselt war, daß er nicht fallen konnte. Man hatte ihn zusätzlich geknebelt. In seinem Gesicht fielen die großen Augen auf. Das rotblonde Haar wuchs struppig auf dem Kopf und fiel länger in den Nacken.
Alarm!
Bisher hatte Rusty nur das Gefühl gehabt, in einer Falle zu stecken, jetzt war er sich sicher.
Er fuhr herum – und hörte das Lachen.
Sie waren lautlos auf ihren verdammten Turnschuhen hereingekommen. Und sie waren bewaffnet. Die Mündungen ihrer Maschinenpistolen zielten auf ihn. Mit seinem Revolver kam sich Rusty Long direkt lächerlich vor. Er wußte auch, wer da vor ihm stand und ihn mit der Waffe bedrohte. Die Killer vom Syndikat!

***

Rusty Long dachte an die Regeln, die man ihm beigebracht hatte.
Wenn keine Chance mehr da ist, nur nicht den Helden spielen, lieber aufgeben und abwarten. Zudem dachte er noch an seinen verschwundenen Sohn. Kevin sollte nicht ohne Vater aufwachsen, wenn es sich eben vermeiden ließ.
»Okay«, sagte er heiser. »Okay. Ich weiß, was ich zu tun habe.« Er lockerte den Griff seiner Faust. Der Revolver bekam das Übergewicht und kippte mit der Mündung zuerst dem Boden entgegen, auf dem er später mit einem dumpfen Laut landete.
»Ja, du bist schlau«, sagte der linke der beiden MPi-Träger.
»Schlaue Bullen sind rar, meist geben sie sich oberschlau, und die

sterben immer zuerst. Du warst auch mal oberschlau, wie?«
»Was wollt ihr?«
»Dich ausschalten.«
»Das habe ich mir gedacht. Wie seid ihr auf meine Spur gekommen?«
»Wanzen.«
»Im Telefon?«
»Richtig. Es war leicht, bei dir zu Hause einzubrechen. Aber der Käse ist gegessen. Man hat beschlossen, dich zu liquidieren. Du hast uns leider schon zuviel Ärger bereitet. Schade für dich, wo du hoch ziemlich jung bist.«
Rusty Long überhörte den Zynismus. Er dachte über einen Ausweg nach. Wenn er ehrlich gegen sich selbst war, er sah keinen. Vor den Geballten Ladungen der MPi's kuschte wohl jeder. »Ein Mord in der Teestube«, sagte er. »Das Risiko würde ich an eurer Stelle nicht eingehen.«
»Wissen wir, Bulle. Deshalb legen wir dich auch woanders um. Die alte Fabrik am Hafen, die du schon einmal vergeblich durchwühlt hast, wird dein Grab werden. Danach bekommst du altes Eisen um die Beine gewickelt und ab in die Themse.«
Er schaute zurück.
Nach wie vor hockte Fox in der engen Toilette. Aus seinen weit geöffneten Augen starrte er in den Raum hinein. Wenn er atmete, holte er schnaufend Luft.
Die beiden Killer kamen näher. Sie wirkten überhaupt nicht auffällig, abgesehen von ihren Waffen. Durchschnittstypen in dunklen Anzügen. Der eine schlich von der linken Seite herbei, der andere übernahm die rechte. Das Metall ihrer Schußwaffen schimmerte. Es waren kurzläufige Waffen und sehr handlich.
»Dann geh mal zur Wand!«
Rusty nickte. Einen letzten Blick warf er in die Toilette. Fox hielt die Augen geschlossen. Er wollte nicht mit ansehen, was jetzt passierte, aber Rusty kannte das Spiel.
Einen Schritt vor der Wand blieb er stehen. Hinter ihm knarrten die Bodenbretter, als die beiden Kerle auf ihn zukamen.
»Vorbeugen, abstützen!« säuselte eine kalte Stimme.
Eine Sekunde später spürte Long den rauhen Putz unter seinen Handflächen.
»Das ist gut.«
Noch während gesprochen wurde, traf ihn der Schlag. Hart und zielgenau geführt.
Rusty Long glaubte, in einer Kanzel zu sitzen, die explodierte.
Er wirbelte mit weg, hinein in die Tiefe der Bewußtlosigkeit. Daß er zu Boden schlug, merkte er nicht. Alles andere um ihn herum war ausgelöscht worden.

»Endlich!« keuchte der Schläger. Er hob seinen rechten Fuß an und versetzte dem Polizisten noch einen Tritt. »Darauf habe ich lange gewartet.«

»Und die Streets auch!« sagte der zweite.

»Klar, die machen ihn alle.« Er wollte noch einmal treten, unterließ es aber und wandte sich statt dessen dem Gefesselten zu.

Fox erschrak bis ins Mark, als der Killer vor ihm auftauchte. Nicht allein er, auch die Klinge eines blitzschnell gezogenen und aus dem Heft gefahrenen Stiletts erschien dicht vor seinen Augen.

Das war der Tod!

Der Gangster grinste kalt. Er senkte die Klinge. So huschte der Tod an dem Gesicht des Wehrlosen entlang, ohne allerdings die Haut zu berühren. Das geschah erst an der Kehle. Der geringste Druck bereits ließ einen Blutstropfen erscheinen. Wie eine rote Perle lag er auf der Messerspitze und blieb auch dort.

»Hören kannst du ja, Fox.« Der Mann sprach mit leiser, zischender Stimme. »Wir könnten dich umlegen, das ist dir klar, aber wir werden noch einmal Gnade vor Recht ergehen lassen. Du hast nichts gesehen, du hast nichts gehört, du weißt überhaupt nichts. Klar?«

Nicken konnte Fox nicht, dann hätte ihn die Klinge erwischt. So gab er die Antwort mit den Augen, indem er sie verdrehte.

»Und du wirst auch deinen Laden wieder öffnen. Sollten wider Erwarten andere Bullen hier erscheinen, brauchst du ihnen nur zu sagen, daß du dich nicht wohl gefühlt hast. Alles andere spielt keine Rolle.« Das Messer verschwand vor der Kehle.

Wenig später schnitt der Mann damit die Fesseln des Ladenbesitzers durch. Das Pflaster riß er ihm so hart ab, daß die Lippen anfingen zu bluten. Fox unterdrückte den Schmerz. Nicht ein Laut drang über seine an verschiedenen Stellen blutenden Lippen.

Der Killer schleuderte das Pflaster weg. Er schaute zu, wie Fox nach Luft schnappte. »Hast du meine Worte verstanden?«

»Ja…«, würgte er hervor.

»Sollten wir irgend etwas merken, machen wir dich fertig. Wir transportieren den Bullen ab, und du hast nichts gesehen.«

Fox stand nickend da. Er versuchte, ein paar Schritte zu gehen. Die Mündung der MPi stoppte ihn. »Jetzt wirst du uns noch die Türen öffnen und Schmiere stehen.«

»Klar!« keuchte der Mann.

Im Flur ließ sich niemand blicken. Nur weiter oben im Haus schlug lautstark eine Tür zu.

Fox ging zum hinteren Ausgang. Der Hof war schmutzig und glich mehr einem Abstellplatz. Er besaß eine Aus- oder Einfahrt zur Parallelstraße hin. Von dort waren die Killer gekommen. Sie fuhren einen Mercedes Kombi, dessen Ladefläche groß genug war, um den

Mann aufzunehmen. Der Wagen parkte mit dem Heck dicht an der Tür.

Wenig später war Rusty Long verstaut. Eine Decke nahm anderen die Sicht auf den leblosen Körper.

Beide Gangster waren zufrieden. Bevor sie starteten, bekam Fox noch einmal Verhaltensregeln. Er beteuerte mit hastigen Worten, daß er sich nach allem richten wollte. Dabei nickte er noch heftig.

Die Killer brausten ab.

Im Geiste schlug Fox mehrere Kreuzzeichen. Endlich war er die beiden Todesengel los. Auch er bezeichnete sich nicht gerade als Lamm, aber so wie die Männer war er doch nicht. Er würde auch nie so werden, das nahm er sich vor.

Als er das Gitter vor der Tür in die Höhe schob, zitterte er noch immer. Die ersten Kunden warteten schon. Junge Leute, die ein Spiel kaufen wollten.

»Warst du besoffen? Oder weshalb machst du erst jetzt auf?« wurde er gefragt.

»Ja, dick bis unter die Augenbrauen«, erklärte der Mann und betrat seinen Laden…

***

Wir hatten einen Parkplatz gefunden, waren ein Stück zu Fuß gegangen, befanden uns schon in der Straße, wo das Geschäft lag, als Suko plötzlich stehenblieb.

»Hast du was?«

Mein Freund deutete auf den Volvo 440. »Hör mal, John, den Wagen habe ich in der Nacht vor Longs Haus gesehen.«

»Wirklich?«

»Ja. Ich habe mir zwar die Nummer nicht gemerkt, aber es zeigt uns, daß wir richtig liegen.«

»Wunderbar.«

Wir gingen bereits auf der richtigen Seite. Um die späte Mittagszeit hatten sich die Gehsteige belebt. Zahlreiche Farbige bevölkerten die Gegend. In den kleinen Restaurants herrschte ebenfalls Betrieb, auf der Straße rollten die Wagen langsam vorbei, sogar Busse mit Touristen sahen wir. Sie wurden von den einheimischen Jugendlichen eher mißtrauisch beäugt.

Das alte Soho mit seinen nicht mehr so feinen Fassaden hatte uns geschluckt. Irgendwie gefiel mir die Gegend trotz allem, was man sich darüber erzählte. Das war ein Stück Londoner Geschichte. Hier hatte niemand restauriert und umgebaut. An dieser Stelle lebte Soho natürlich und nicht künstlich aufgemotzt.

Der Laden paßte in die Gegend. In den beiden schmalen Schaufenstern waren die Dinge ausgestellt, von denen Fox, der

Besitzer, lebte. Am meisten natürlich die Fantasy-Spiele, die jeweils knallbunte Umschläge besaßen und auf schwarzem Samt deponiert waren oder halb gekippt standen. Dazwischen lagen Pendel, Bücher über Magie, Talismane, Steine, Reifen und Ketten.

Dieser Fox wußte genau, wo es langging. Er hatte die Sucht der Käufer nach esoterischen Dingen ausgenutzt und blieb auf seiner Ware bestimmt nicht sitzen.

Ein schmaler Eingang schaffte gerade eine Person, wenn seine Schultern nicht zu breit waren. Suko hatte jedoch schon Schwierigkeiten.

Auch um diese Mittagszeit befanden sich einige Kunden im Laden. Das Geschäft florierte. Von der Teestube her strömte der Duft frischer Kräuter in das Geschäft. Er vermischte sich mit dem des Papiers alter Bücher, die wir in den dunklen Regalen sahen. Gegenüber standen die Spiele. Ebenfalls dicht zusammengedrängt innerhalb mehrerer Regalfächer.

Wir fielen als Kunden auf. Die anderen gehörten zu den Alternativen. Sie waren entsprechend gekleidet, kannten sich untereinander und gingen den engen Gang auch durch, vorbei an gefüllten Körben, Ständern bis hin zu einer Tür, die wahrscheinlich in die Teestube führte.

Aber wer war der Besitzer?

Eine junge Frau kam uns entgegen. Ihr Kind trug sie auf dem Rücken in einem rucksackähnlichen Gegenstand. Unter den glatten, fahlen Haaren sahen wir ein ziemlich bleiches Gesicht, in dem nur die dunklen Augen auffielen.

»Darf ich vorbei?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Gern, wenn Sie uns sagen, wo wir den Besitzer finden können?«

»Fox ist hinten in der Stube.«

»Danke.« Wir machten ihr Platz. Eine alte Kasse entdeckten wir ebenfalls. Sie wurde noch mit der Hand betrieben, daran war nichts Elektronisches zu erkennen.

Die meisten Kunden hatten es vorgezogen, sich in der Teestube zu versammeln. Die Waren hatten sie mitgenommen. In dem Raum fanden sie genügend Platz, um die Dinge begutachten zu können.

Das Interesse galt nicht nur den Spielen. Auch magische Pendel, Steine oder Glücksbringer in Form kleiner Anhänger waren gefragt.

Es gab auch Kunden, die an den Tischen hockten, Tee tranken und vor sich hinqualmten. Normaler Zigarettenqualm schwängerte die Luft. Daß Marihuana geraucht wurde, roch ich nicht.

Wir steuerten einem freien Tisch zu. Die Korbstühle ächzten unter unserem Gewicht, als wir Platz nahmen. Am Nebentisch hockten zwei langmähnige Typen zusammen und diskutierten darüber, ob es in London sinnvoll war, die Dächer der Häuser mit Rasen zu bepflanzen.

»Fällt dir nichts auf?«
Suko hob die Schultern. »Hier ist alles etwas anders als gewohnt.«
»Das schon. Nur sehe ich unseren Kollegen nicht.«
»Stimmt, der hat sich verzogen.«
»Und Fox?«
Jemand lenkte uns ab. Eine junge Frau, die einen schwarzen Pullover trug, der ihr fast bis zu den Knien reichte. »Möchtet ihr auch Tee trinken?«
»Nein«, sagte Suko und schüttelte den Kopf. »Wir hätten nur gern mit Fox gesprochen.«
»Seid ihr Lieferanten?«
»Auch.«
Sie hob die Schultern und sagte beim Weggehen: »Ich hole ihn für euch.«
Wellig später trat Fox an unseren Tisch. Sein rotblondes Haar wuchs als Strubbelmähne auf dem Kopf. Sommersprossen verteilten sich in seinem Gesicht. Die Lippen waren an einigen Stellen aufgerissen. Dort schimmerte noch vereinzelt Blut.
»Sie wollten mich sprechen?«
»Ja«, sagte Suko, »aber setzten sie sich doch.«
»Ich habe nicht viel Zeit, wissen Sie…« Nervös rieb er seine Hände und zuckte mit dem Mund.
»Haben Sie sich an den Lippen verletzt?« erkundigte ich mich.
»Leider.«
Er konnte unseren Blicken nicht standhalten. Es gibt Leute, die riechen Polizisten. Dieser Fox schien zu der Gruppe zu gehören. »Sie sind keine Kunden?«
»Wir könnten aber welche werden«, sagte ich.
Er lehnte sich zurück. »Interessieren Sie sich für etwas aus meinem Geschäft?«
»Ja, für ein Spiel.«
»Wie heißt es?«
»Das wissen wir nicht«, erklärte Suko. »Wahrscheinlich handelt es von einer Prinzessin, die…«
»Ach ja, ich weiß. Die Sternen-Prinzessin. Das ist ein astrologisches Fantasy-Spiel.«
»Können wir es sehen?«
»Ich hole es Ihnen.«
Blitzschnell war er verschwunden. So rasch, daß wir uns über sein schlechtes Gewissen einig waren. »Der hat bestimmt etwas zu verbergen«, meinte Suko.
»Mal sehen.«
Er kam wieder zurück, allerdings mit leeren Händen. »Es tut mir leid, aber das Spiel ist ausverkauft. Ich könnte mal im Lager nachschauen,

ob ich es noch dort habe, aber es gehört zu den meistverkauftesten Spielen, die ich bestellt habe.«

»Nein, vorerst nicht nötig«, sagte ich und legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Es gibt zudem noch einen zweiten Grund, weshalb wir zu Ihnen gekommen sind.«

»Ach ja?«

»Wir suchen jemand. Einen Mann namens Rusty Long. Ein Kollege, wenn Sie verstehen?«

Es war ziemlich dunkel in der Bude, zudem war sie verqualmt.

Trotzdem erkannten wir, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg. »Kollege?« fragte er. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach. Wir sind vom Yard.«

Er räusperte sich. »Es tut mir leid, da sind Sie falsch. Hier wird kein Kokain verkauft und kein…«

»Darum geht es uns nicht. Wir wollen mit Mr. Long sprechen. Er war bei Ihnen.«

»Wann soll das denn gewesen sein?«

»Heute!«

»Nein, nie!« Heftig schüttelte Fox den Kopf. »Also das hätte ich wissen müssen.«

»Aber Sie geben zu, daß Sie ihn kennen!« sagte Suko scharf.

»Ja!«

»Und er war nicht hier?«

»Das sagte ich Ihnen doch.«

»Sein Wagen parkt aber nicht weit entfernt.«

Fox reagierte gut. »Na und? Long hat öfter in der Gegend zu tun. Ich wurde nicht allein von ihm besucht. Vielleicht steckt er in einem anderen Haus. Kann auch sein, daß er noch kommt.«

»Das glauben wir Ihnen aber nicht, mein Freund.«

»Daran kann ich nichts ändern.«

»Mr. Fox«, sagte ich nach einem langen Atemzug. »Es wäre für Sie besser, mit offenen Karten zu spielen.«

Er starrte mir ins Gesicht. »Ich halte meine Karten nicht verdeckt, Sir. Sie liegen offen.«

Fox besaß klare Augen. Allerdings wollte ich ihm nicht so recht folgen. Ich war davon überzeugt, daß er mich reinlegte und genau wußte, was mit Rusty Long passiert war. Sehr genau schaute ich ihn an, zu genau für ihn, denn er begann sich unwohl zu fühlen.

»Was ist denn? Was habe ich an mir? Habe ich überhaupt etwas an mir?« Er spielte auf einmal den Nervösen. Hatte ich einen schwachen Punkt bei ihm getroffen?

Ich hakte nach, wurde trotzdem sehr vorsichtig, um ihn in dem Glauben zu lassen, daß ich mehr wußte. Suko hielt sich raus. Er würde zu gegebener Zeit etwas sagen, dessen war ich mir sicher.

»Im Prinzip nicht«, murmelte ich, »aber diese Streifen an den Gelenken.« Ich hatte sie erst im letzten Augenblick entdeckt und auch nur, weil er seine Hände so nervös bewegte.

»Das ist von der Arbeit.« Eine dumme Ausrede. Zudem zupfte er noch seine Ärmel vor, um die Stellen so schnell wie möglich zu verbergen. Er rückte von mir ab, geriet in Sukos Nähe, und der faßte zu. Nur mit dem Zeigefinger und dem Daumen behielt er das Handgelenk umklammert, aber er bewies, welch eine Kraft darin steckte.

»Ganz ruhig!« flüsterte mein Freund. »Sie brauchen nicht zu schreien, nicht zu trampeln, überhaupt nichts zu machen. Nur einfach sitzenbleiben, mehr nicht.«

»Ich werde…«

»Sie werden nichts.« Suko lächelte. Sehr langsam schob er das Ärmelchen zurück, damit das Handgelenkt freilag. Auch in der miesen Beleuchtung sahen wir die Streifen, die schon mehr langen Druckstellen glichen. Als Halbkreise zeichneten sie das Gelenk nach.

»Normal ist so etwas nicht«, sagte Suko. Er hatte den Satz praktisch als Frage gestellt und forderte eine Antwort heraus.

»Ich… ich weiß auch nicht, wie es dazu kommen konnte.«

»Tatsächlich?«

»Ja, verdammt.«

Suko räusperte sich und hielt das Gelenk weiterhin fest. »Wir haben Erfahrung, mein Freund. Ich will Ihnen wirklich nichts anhängen, aber ich für meinen Teil glaube, daß diese ungewöhnlichen Druckstellen von gewissen Fesseln herrühren. Stricken oder Bändern, wenn Sie verstehen. Man hat Sie gefesselt.«

»Nein, ich…«

»Doch!« Ich knallte ihm die Antwort hin, beugte mich vor und zischte: »Raus mit der Sprache, Fox. Was haben Sie mit unserem Kollegen Rusty Long angestellt?«

»Nichts, überhaupt nichts.«

Ich starrte ihm in die Augen und sah die Angst darin. Ja, er hatte Furcht. Stellte sich die Frage, vor wem er den Schwanz einzog. »Sie haben Angst, Fox?«

Er lachte schrill. »Ich? Vor wem denn?«

»Vielleicht vor der Prinzessin!«

Er staunte mich derart an, daß ich nicht an eine Lüge glauben konnte. So gut konnte niemand schauspielern.

Mittlerweile waren wir aufgefallen. Kunden und Gäste umstanden den runden Tisch. Sie flüsterten miteinander, doch es war niemand da, der eingriff. Sie hatten erkannt, daß wir zur Polizei gehörten. Damit wollte sich niemand anlegen.

Fox schwitzte und lachte zugleich. »Ich soll vor der Prinzessin Angst haben?«

»Kann doch sein.«

»Vor einem Spiel?«

»Wirklich nur ein Spiel?«

Er war unsicher. »Wie meinen Sie das denn?« Seine Lippen zuckten. »Was soll das bedeuten?«

Ich lehnte mich zurück und zündete mir eine Zigarette an. »Vergessen Sie es.«

»Das will ich auch meinen.«

»Bleiben die Streifen«, sagte Suko. Er hielt das Gelenk des Ladeninhabers noch immer fest. »Sie sind nicht von ungefähr gekommen. Raus mit der Sprache!«

»Ich habe mich verletzt.«

»Sie lügen!« flüsterte ich ihm zu. »Hören Sie, Fox! Es geht um einen Kollegen von uns. Wir machen Ihren Laden dicht. Wir stellen ihn auf den Kopf, und wir werden bestimmt einen Krümel Gras finden. Dann sind sie dran, Meister. Dann können Sie Ihr Geschäft schließen. Es sei denn, Sie erzählen uns die Wahrheit.«

»Nicht hier.« Er hatte so laut gesprochen, daß ich die Worte noch hören konnte.

»Wo dann?«

»Kommen Sie mit.«

Wir standen auf. Fox rieb sein Handgelenk, als er zwischen uns herging. Einige Kunden murrten uns an. Sie sprachen von der Bullenwillkür und anderen Dingen, um die wir uns allerdings nicht störten. An der Kasse stand die blasse Frau. Ihr erklärte Fox, daß er in den nächsten Minuten im Büro zu finden wäre.

»Bist du denn zu sprechen?«

»Nein.«

Suko hielt den Vorhang auf, so daß wir passieren konnten. Wir gelangten in einen winzigen Flur, der zudem noch mit Kartons vollgestopft war. Die standen auch hinter der kleinen Lagertür. Für mich war es mehr ein Lager als ein Büro.

Freie Stühle fanden wir nicht. Dafür war kein Platz vorhanden. Es reichte der eine, auf dem sich Fox setzen konnte.

»Wenn ich rede, bringen sie mich um. Dann tragen Sie an meinem Tod die Schuld!«

Er sprach uns vorwurfsvoll und weinerlich an, und er überraschte uns damit. »Umbringen? Wer denn?«

»Hören Sie, Mr. Sinclair! Man hat mich fertiggemacht. Die haben hier auf Long gelauert.«

»Wer, zum Teufel?«

Er nickte heftig. »Mit dem Teufel haben Sie fast recht. Es sind Teufel, es geht bis nach ganz oben. Verstehen Sie das?«

»Machen Sie den Mund auf!«

»Sie haben ihn abgeholt. Ich war gefesselt, das stimmt schon. Auf der Toilette sperrten sie mich ein. Es war schlimm und furchtbar. Man gab mir so gut wie keine Chance, ich hatte überhaupt keine. Sie stellten ihm eine Falle, denn er ist ihnen zu nahe gekommen. Sie haben ihn schon lange beobachtet, heute schlugen sie zu.«

»Die grünen Männchen vom Mars?« fragte Suko.

»Nein, die nicht. Es waren andere. Keine vom anderen Stern. Welche aus London.«

»Killer!«

»Ja, Inspektor.«

»Mafia?«

»Stimmt auch!«

»Also Costello im Endeffekt«, sagte ich. Suko und ich wußten, daß er als heimlicher Herrscher von London das Verbrechen kontrollierte. Bei der kleinen Straßendirne, bei Raub, Terror und dem verdammten Weißen Gift, er verdiente überall mit. Wenn die Leute tatsächlich aus Castellos Mannschaft stammten, hatte ich Verständnis für die Reaktion des Mannes.

Sein Kopf sank nach vorn. »Jetzt wissen Sie alles«, sagte er mit weinerlicher Stimme.

»Nicht ganz, mein Freund. Sie haben ihn also abgeholt. Und was geschah weiter?«

Er hob die Schultern. »Sie schlugen ihn nieder und transportierten ihn ab.«

»Womit?«

»Im Hinterhof stand ein Wagen. Ein Mercedes-Kombi. Mehr weiß ich auch nicht.«

Ich trat vor, weil mir sein gesenkter Kopf nicht gefiel. Ich wollte dem Knaben beim Sprechen in die Augen schauen, deshalb hob ich sein Kinn an. »Tut mir leid, Fox, so leicht kommen Sie uns nicht davon. Wo haben sie Long hingeschafft?«

»Das… das …«

»Überlegen sie sich die Antwort gut, Fox. Es ist in Ihrem eigenen Interesse.«

»Das weiß ich ja, aber…«

»Sie kennen die Szene. Wo könnte er sein?«

»Vielleicht im Hafen. Oder am Hafen. Ich glaube, daß sie dort ihre Homes haben. Die Killer schafften ihn nur weg. Umbringen werden ihn vielleicht andere. Sie wollen ihn in der Themse versenken, nach Mafia-Art.«

»Mit Betonschuhen, wie?«

»Nein, sie sprachen von Eisen an den Beinen.«

»Das kommt auf das gleiche hinaus.« Ich strich über mein Haar.

Verdammt, die Sache gefiel mir überhaupt nicht. Irgendwie steckten

wir in einer Sackgasse.

Auch Suko wußte keinen Rat. Er schaute betreten zu Boden. »Der Hafen ist verdammt groß, und sein Gelände auch. Da kannst du jemand killen, auch wenn gearbeitet wird.«

Ich wandte mich wieder an Fox. »Wann genau haben die Killer Long weggeschafft?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Ungefähr.«

»Etwas mehr als eine Stunde.«

Ich starrte ihn an und war davon überzeugt, daß er mir keinen Bären aufgebunden hatte. »Also gut. Die Kerle haben über eine Stunde Vorsprung. Wir werden jetzt verschwinden, Fox. Ich rate Ihnen, den Mund zu halten. Das geschieht in Ihrem Interesse. Wenn die andere Seite erfährt, daß Sie geredet haben, kann es Ärger geben.«

»Die schneiden mir die Zunge aus dem Mund. Ich kenne sie. Das sind miese Schweine.«

»Nicht, wenn Sie vernünftig sind.«

»Man hat uns zusammen gesehen.«

»Na und?«

Er winkte ab. »Schon gut, gehen Sie endlich.«

Das taten wir auch. Draußen holte ich tief Luft. »Die Sternen-Prinzessin, die Mafia und ein Kollege vom Rauschgift-Dezernat. Verdammt, Suko, was ist das nur für eine Kombination?«

»Keine Ahnung. Aber wir werden es herauskriegen.«

»Okay, zum Hafen!«

Daß wir es mehr als eilig hatten, versteht sich von selbst. Während wir zum Wagen liefen, dachte ich zudem noch an den elfjährigen Jungen, den ich auf dem schwebenden Messer gesehen hatte.

Hoffentlich konnten wir ihn retten…

***

Von der relativ langen Fahrt hatte Rusty Long nichts mitbekommen.

Am Ziel erst erwachte er.

Es war leider nicht so wie das Erwachen aus einem langen, erholsamen Schlaf. Bei ihm machte sich der harte Treffer bemerkbar, der ihn irgendwo zwischen Hals, Ohr und der rechten Gesichtshälfte erwischt hatte. Und die kam ihm wie gelähmt vor, obwohl sie gleichzeitig vor Schmerzen explodieren wollte.

Gefesselt hatten sie ihn nicht. Er war nur entwaffnet worden. Außerdem war es ihm in seiner Lage nicht möglich, etwas gegen ausgebildete Killer zu unternehmen. Er konnte froh sein, überhaupt noch am Leben zu sein.

Rusty Long lag auf dem Rücken. Zwar hielt er die Augen offen, aber er konnte nicht sehen, wo man ihn hineingepfercht hatte. Jedenfalls

fiel ihm zuerst der Geruch auf.

Es stank nach Schmierfett, nach Öl und nach Staub. Ein widerliches Konglomerat, dessen Geruch sich auch in seiner Kleidung festgesetzt hatte.

Vom Magen her würgte Übelkeit in ihm hoch. Wenn er atmete, pfiff die Luft über seine Lippen.

Trotzdem dachte er nach. Sie hatten ihn nicht grundlos aus dem Laden geschafft. Er kannte die Methoden der Mafia. Das Opfer kidnappen, wehrlos machen, um es in aller Ruhe töten zu können.

Auch dabei gab es noch Unterschiede. Jemand konnte schnell sterben, aber auch langsam sein Leben aushauchen.

Was sie mit ihm anstellen würden, wußte er nicht. Sicher war, daß er sein Grab in der Themse finden sollte. Wenn es zutraf, dann befand er sich nahe des Wassers.

Rusty wußte auch, daß die Mafiosi gerade im Hafen aktiv waren.

Dort unterhielten sie Firmen, Lagerschuppen, sogar kleine Fabriken.

Alles legal, doch für illegale Aktivitäten genutzt, wie eben das Beseitigen unerwünschten Personen, wie es bei ihnen oft hieß.

Dazu zählte auch er.

Long war der Rauschgift-Mafia schon zu oft auf die Zehen getreten. Manchmal nur sanft, hin und wieder auch ganz schön hart, so daß die Hydra zusammengezuckt war.

Das alles gehörte zu seinem Job. Mit dieser Gefahr mußte er leben, obwohl er eine Regel nicht beachtet hatte, die ihnen ständig eingebläut wurde.

Nie etwas auf eigene Faust unternehmen, immer zu zweit gehen, damit einer den anderen decken konnte. Das schloß zwar einen Überfall nicht aus, verminderte das Risiko jedoch.

Nichts von dem hatte Long getan. Sich sogar Urlaub genommen, um seinen entführten Sohn zu suchen.

Damit hatten sich seine Gedanken wieder beim eigentlichen Thema festgehakt.

Es war nicht um ihn gegangen, sondern um seinen Sohn. Rusty hatte ihn finden wollen und war den Killern der Mafia in die Falle gelaufen. Ausgerechnet an diesem Tag hatten sie auf ihn gelauert.

Das Schicksal mußte sich gegen ihn verschworen haben.

Niemand wußte sein Ziel. Auch Linda hatte er nichts gesagt. Sie sollte auf keinen Fall belastet werden.

Er stöhnte auf, als er daran dachte. Wenn die Mafiosi ihn killten, waren auch die Chancen seines Sohnes auf Null gesunken. Dann holte ihn keiner mehr raus.

Er dachte dabei an Sinclair und Suko. Okay, man konnte sie als Spezialisten bezeichnen, doch auch bei ihnen würde es eine Weile dauern, bis sie eine Spur gefunden hatten.

Long fiel das Denken schwer. Der Schlag hatte ihn härter erwischt als angenommen. Die mit den Schmerzen verbundene Übelkeit stieg in Wellen hoch und konzentrierten sich in seiner Kehle. Noch hatte er sich nicht übergeben müssen. Bei jeder neuen Welle brach ihm der Schweiß aus allen Poren.

Er sah sich selbst nicht, nur wußte er, daß er im Gesicht so bleich aussehen würde wie eine Leinwand.

Wann würden sie ihn holen?

Die Unterlage bestand aus einer rauhen Steinfläche. Durch sie zog die Kälte wie das Wasser durch die Poren eines Schwamms. Kälte und Hitze paarten sich in seinem Körper, wobei sich beide mit der Vorherrschaft abwechselten.

Die Angst um seinen Sohn blieb nicht nur, sie verstärkte sich noch.

Kevin war erst elf, ein verflucht junges Geschöpf, das erst am Beginn seines Lebens stand und so grausam aus seinem Alltag gerissen worden war. Diejenigen, die Rusty töten wollten, würden kein Verständnis für seine Probleme aufbringen und ihn eher auslachen.

Geräusche, wie Stimmen oder Schritte, vernahm er nicht. Sein eigenes, keuchendes Atmen übertönte alles andere. Hinzu kam die Dunkelheit. Sie hatten ihn in einen stinkenden, fensterlosen Raum gesteckt, vielleicht in ein Lager.

Er richtete sich auf.

Der Gedanke war ihm urplötzlich gekommen, und er wußte auch, daß er etwas tun mußte.

Long bekam den Schwindel mit, der ihn wie eine Schaukel mitreißen wollte. Jetzt mußte er sich übergeben und drehte dabei den Kopf zur Seite. Er würgte stark, bekam kaum Luft, und der Anfall ging vorüber. Danach fühlte er sich etwas besser, obwohl der Schweiß an seinem Körper von den Zehen bis zur Stirn klebte wie dicker Leim.

Er fror. Schmerz wühlte durch seihen Kopf und verteilte sich wie heißes Öl.

Rusty schlang die Hände um seine Knie und blieb eine Weile in dieser Haltung hocken. Zwar bekam er Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, aber er kippte nicht um.

Long war hart im Nehmen. Nicht zum erstenmal hatte man ihn auf diese Art und Weise ausgeschaltet, aber selten zuvor hatte er sich so mies und schlecht dabei gefühlt. Obwohl er auf festen Boden hockte, war er der Meinung, daß sich der rauhe Stein unter ihm bewegte wie ein gewaltiger Ozean.

Es gibt Menschen, die sich bei einer derartigen Lage in Selbstmitleid ergehen. Rusty Long gehörte nicht dazu. Er wollte auch nicht auf dem Boden hockenbleiben. Irgendwie mußte er versuchen, das Gefängnis zu verlassen und sich erst einmal umschauen, wo er sich überhaupt befand.

Seine Finger zitterten, als er nach dem Feuerzeug in seiner rechten Tasche tastete. Es war ein Einwegfeuerzeug, ein Werbegeschenk, das jedoch seine Pflicht tat.

Der Daumen bewegte das kleine Rädchen, die Funken sprühten auf, dann bekam die Flamme Nahrung. Sie zeichnete einen hellen Fleck in die Finsternis. Allerdings traf sie kein Ziel. Nicht ein Schatten tanzte über irgendeine Wand, abgesehen von dem schmutzigen Boden.

Long löschte die Flamme und versuchte, sich zu erheben. Das kostete ihn Kraft und Überwindung. Der Schwindel schoß in ihm hoch.

Er schaffte es kaum, sich breitbeinig aufzubauen. Immer wieder trieb ihn die Kraft nach vorn oder zurück.

Rusty konnte nicht mehr auf den Füßen bleiben. Es drängte ihn nach vorn, und er stolperte durch sein Verlies, bis er gegen eine Wand prallte. Zum Glück nur mit der rechten Schulter und nicht mit dem Gesicht. Dennoch wühlte sich der Schmerz weiter.

Keuchend blieb er an der Wand stehen, die linke Hand flach dagegen gepreßt, weil er sich damit abstützen wollte. Von der letzten Aktion mußte er sich wieder erholen.

Die Zeit aber ließ man ihm nicht.

Auf einmal hörte er das Quietschen. Rusty drehte den Kopf nach links, was ihn ebenfalls Mühe kostete.

Dort wurde eine Tür geöffnet.

Plötzlich sah er alles überdeutlich. Den Lichtschein, der in sein Verlies floß und zuerst ein schmales Dreieck auf den Boden zeichnete, daß sich jedoch veränderte, je weiter die Tür nach innen gedrückt wurde. Aus dem Dreieck wurde ein Viereck, hell wie der Ausschnitt der Tür, in dem sich eine Gestalt abzeichnete.

Und was für eine.

Ein Rambo-Typ. Lederhose, dazu die ärmellose Weste aus ebenfalls schwarzem Leder über dem nackten Oberkörper. Ein fleischiges Gesicht mit tückischen Augen und einer Narbe auf der Stirn, die direkt unter dem knallroten Stirnband saß, das die ölig wirkende, schwarze Haarflut zusammenhielt. In einem breiten Gürtel steckten zwei Messer, ein Totschläger und ein langläufiger Revolver. Auf der Jacke glänzten silberne Nieten. Um den Hals hatte sich der Kerl eine Kette aus kleinen Totenköpfen gehängt. Bei ihm ein Zeichen, wie er zu den Menschen stand und dem Leben allgemein.

Rusty Long kannte ihn. Eigentlich kannte ihn jeder aus der Szene, denn der Kerl, der dort stand, war der Oberboß sämtlicher Londoner Street Gangs. Ein Eisblock, ein Killer ohne Gefühl, nur auf Gewalt programmiert und jemand, der sich nur etwas aus Männer aus der Lederszene machte.

Sie hatten ihm auch einen Namen gegeben, der eigentlich alles über ihn sagte.

Django, der Töter!

***

Damit hatte Rusty Long nicht gerechnet. Während er sich noch immer an der Wand abstützte und versuchte, seinen keuchenden Atem und die vibrierenden Nerven unter Kontrolle zu bekommen, dachte er daran, daß Django ihm nicht die Spur einer Chance geben würde, der nicht.

Die Kollegen wußten, was er alles auf dem Kerbholz hatte. Nur konnte man ihm nichts beweisen. Es gab niemand, der gegen Django, den Töter, ausgesagt hätte.

In der Lederszene hatte er zahlreiche Freunde, Zuträger, Spitzel, die ihm sofort alles verraten hätten. Er besaß die Macht, und Mächtige legten sich zumeist Leibwächter zu.

So war es auch bei ihm.

Er kam eigentlich nie allein, zwei seiner Knaben, zumeist widerliche Typen, schon sadistisch angehaucht, begleiteten ihn. Sie hießen Sweet und Belle. Jedenfalls waren das ihre Spitznamen. Die richtigen kannte wohl niemand.

Django hielt keine Waffe in der Hand. Seine Arme hingen nahezu lässig am Körper herab. Die sich unter der Haut abzeichnenden Muskeln bewiesen dem Betrachter, das Django einiges vom Bodybuilding hielt.

An jedem Finger steckte irgendein Ring. Silber, Gold und Stahl wechselten sich ab. Die Ringe besaßen die unterschiedlichsten Formen und schimmerten in verschiedenen Farben. Auf einem war eine rote Perle befestigt, die aussah wie ein übergroßer Tropfen Blut.

Django genoß seinen Auftritt. Er ließ Rusty sogar Zeit, sich etwas zu erholen. Nahezu gelassen wartete er ab, bis er den Zeitpunkt für gekommen hielt, einzugreifen.

Auch das machte er wieder sehr lässig. Er streckte den rechten Arm vor, krümmte drei Finger und bewegte nur den mittleren, mit dem er Rusty zuwinkte.

»Was soll das?« fragte Long.

»Komm her, Arschloch!« Welch eine Stimme! Fraulich, weich, fast zuckersüß. Das glatte Gegenteil zu dieser mächtigen Erscheinung.

Aber es war letztlich bekannt, daß sich Django lieber mit Männern abgab und die Frauen verachtete.

Es gab Leute, die hatten es gewagt, über seine Stimme zu lachen.

Danach hatten sie eine Hölle erlebt und nie über Einzelheiten dieser Tortur gesprochen.

Rusty war das bekannt. Er hütete sich davor, auch nur mit den Mundwinkeln zu zucken. Dieser Django hätte es falsch auslegen können. Long wollte nicht noch weiteren Terror haben.

»Ist gut, Django!«
»Ho, du kennst mich?«
»Wer kennt dich nicht?« Rusty wußte, daß dieser Kerl sehr eitel war. Auch jetzt bewies er das. Nach der Bemerkung fing er an zu grinsen und spreizte sich wie ein Pfau. Auf seinem fleischigen Gesicht mit den manchmal babyhaft wirkenden Zügen lag eine Schicht aus Creme oder Öl. Jedenfalls glänzte die Haut entsprechend.
Sie war sehr weich. Nicht ein Pickel hatte sich ausbreiten können.
Dazu hell wie die eines Albinos.
Rusty Long rann es kalt den Rücken hinab, als er auf den Kerl zuschritt. Django besaß eine kleine Nase mit sehr ausgeprägten Nasenlöchern, die er ständig bewegte. Sie vibrierten beide, so daß es aussah, als würde er ständig schnaufen.
Seine massig wirkende Gestalt nahm die gesamte Türbreite ein. Er mußte zur Seite treten und Rusty die Chance geben, sich an ihm vorbeidrücken zu können.
Dabei schaute er ihn an.
Da Django im vollen Licht stand, erkannte Long auch dessen Augen. Rusty war etwas kleiner, mußte in die Höhe schauen und sah die Augen wie Inseln in dem teigig wirkenden Gesicht schwimmen.
Sie schimmerten um die Pupillen herum wäßrig, als wäre dort Essig ausgelaufen, doch die Pupillen selbst sahen aus wie kleine, ovale Eisstücke. Da war überhaupt kein Gefühl zu sehen. Wer in diese Augen hineinschaute, konnte sich gut vorstellen, wie dieser Mann seine Mitmenschen behandelte.
»Geh vor, Arschloch!« flüsterte Django wieder. »Du rückst mir zu nahe auf die Pelle. Ich finde dich nämlich widerlich.« Er hob einen Arm und winkelte ihn an. Dabei bewegte er seine Finger auf und ab, als wollte er etwas besonderes Ekelerregendes dokumentieren.
»Ich mag dich auch nicht, Django!« Die Bemerkung konnte sich der Polizist nicht verkneifen.
»Du wirst mich bald nicht mehr sehen, Süßer.« Er lachte schrill und hoch. »Liebst du eigentlich Fische?«
»Manchmal.«
»In der Themse sollen wieder welche sein. Vielleicht bekommst du noch die Chance, sie zu sehen, wenn du auf dem Grund feststeckst.«
Der Satz mußte irgendwo ein Zeichen gewesen sein, denn aus dem großen Raum hinter der Tür erklang ein hartes, metallen klingendes Geräusch, als würde etwas gegeneinandergeschlagen.
Rusty drehte den Kopf und sah erst jetzt die gebückt dastehende Gestalt. Zwei Hände hielten die entsprechenden Eisenstangen umklammert und schlugen sie aneinander. Zu den Füßen des Mannes lagen noch einige Stangen.
Rusty wußte, um wen es sich bei dem Eisenträger handelte.

Es war Sweet, ein Leibwächter. Ein schmaler Typ, im Vergleich zu Django. Das bleiche Gesicht zeichnete sich unter dem braunen Haar ab. Er hatte es zu einer Elvis-Tolle vorn zusammengedreht. Sie fiel ihm lockig in die Stirn.

Das Gesicht darunter hätte auch einem Milchknaben gehören können, so rein und klar war die Haut. Auch Sweet trug enge Lederkleidung, die fast jede Hautfalte nachzeichnete. Auf Rusty machte er einen abstoßenden Eindruck. Natürlich war auch er bewaffnet. In einer langen Scheide, die er über die Schulter gehängt hatte, damit sie bis zum Rücken reichte, steckte ein schwertartiges Messer.

Belle, eigentlich die Schöne, war auch da. Er stand an der rechten Seite und hielt mit dem Rücken die Wand fest. Blondes Lockenhaar umfloß sein Gesicht, in dem die großen Augen auffielen. Er trug keine Lederkleidung. Dafür eine rote, enge Jeanshose und ein weit ausgeschnittenes Hemd. Die schwarze Schärpe umrundete mehrmals die schmalen Hüften. Aus dem Stoff schauten die Griffe zweier Messer hervor.

Wo das Trio auftauchte, war eine Heizung überflüssig!

»Komm her, du kleiner Bulle!« rief Sweet und klapperte wieder mit den Eisenstangen. »Das wird deine neue Beinkleidung, Süßer. Originell, nicht wahr, Freund?«

»Vielleicht.«

»Geh schon!« Django wurde sauer und trat Rusty in den verlängerten Rücken.

Belle fing an zu Lachen. »Aber ich bitte dich, Django, verwöhne ihn doch nicht so.«

Long hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Er stolperte in die Halle hinein und stellte fest, daß es sich um ein leerstehendes Fabrikgebäude handelte.

Da waren keine Maschinen mehr vorhanden, dafür hatte man Bänke und Stühle aufgestellt. Die großen Fensterscheiben zeigten von innen einen pechschwarzen Anstrich. In einer Ecke standen mehrere Liegen. Sie waren umgeben von geleerten Schnapsflaschen.

Licht gab es auch.

Eine Industrielampe pendelte von der Decke und verbreitete einen sehr hellen Schein. Der weiße Strahl floß sogar in die Ecken.

In der Mitte ungefähr blieb Rusty stehen. Er konnte auch das Eingangstor sehen. Von Natur aus grau, aber mit dreckigen Sprüchen beschmiert, die sich auf die Homosexuellen-Szene bezogen.

Die drei hatten ihn eingekreist. Wäre Rusty fit gewesen, hätte er es versucht. So aber brauchte er eine Pause, er mußte sich erholen, vielleicht hatte er dann eine Chance, trotz der starken Bewaffnung.

Sweet übernahm das Wort. »Was meinst du?« Er deutete auf die

Eisenstangen. »Werden sie reichen?«
»Für dich bestimmt.«
Belle fing an zu lachen. »Ein Scherzkeks«, sagte er, »wir haben tatsächlich einen Scherzkeks unter uns.«
»Kennst du noch mehr solcher Witze?« flüsterte Django.
»Bestimmt…«
»Erzähle uns einen, wir lachen gern.«
Rusty drehte sich so, daß er Django anschauen konnte. »Ich glaube nicht, daß es ein Witz für euch ist, aber in einigen Minuten wird diese Halle hier gestürmt.«
Django zuckte zusammen. »Von wem?«
»Kollegen von mir.«
»Männer!« rief Sweet, »wie toll!«
»Halte die Schnauze, Junge.« Django schlich auf Rusty zu. »Das war kein Witz, Arschloch. Nicht einmal ein schlechter, verstehst du? Nein, das war kein Witz.«
Er holte aus und schlug zu.
Rusty war von unten hochgekommen. So hatte seine Karriere begonnen. Er gehörte zu den Beamten, die sich wehren und auch rechtzeitig genug reagieren konnten.
Blitzschnell tauchte er weg.
Der Schlag hätte ihn an der Wange getroffen. So aber berührte die Hand nicht einmal seine Haare. Der Windzug ließ sie hochflattern, und Djano gab plötzlich einen Rülpslaut von sich, als er zusammensackte, denn Long hatte blitzschnell zugetreten und ihn sehr empfindlich getroffen. Als er sich nach vorn beugte und fast einen Diener machte, griff Rusty zu. Er wollte ihm die Waffe entreißen.
Fast hätte er es geschafft. Seine Finger berührten den Revolver schon, als Belle eingriff.
Long hatte ihn nicht kommen hören, doch er spürte ihn. Der Schlag war nicht einmal wuchtig geführt worden. In seiner Lage reichte er jedoch aus, um Rusty zu Boden zu schicken. Er konnte sich noch mit dem Ellbogen abstützen, sein Gesicht schonen, dann gingen für ihn fast die Lichter aus. Er hatte das Gefühl, in einer gewaltigen Woge zu schwimmen, die alles, was ihr in den Weg kam, wegtragen würde.
Die Geräusche nahm er zwar wahr, nur überkam ihn der Eindruck, als würden die Sprecher meilenweit von ihm entfernt stehen und sich über ihn unterhalten.
»Dieser Hund, dieser dreckige!« kreischte Django wütend. »Wollte mich doch tatsächlich fertigmachen!«
»Das machen wir aber jetzt!« keuchte Sweet.
»Kann ich?«
»Nein, Belle, laß ihn!«
»Wieso?«

»Erst später. Er soll etwas davon haben. Los, Sweet, du kannst das Eisen holen!«

»Ich helfe dir!« sagte Belle.

Rusty Long hatte alles mitbekommen. Allein, er konnte nichts für sich tun. Der Treffer hatte ihn zwar nicht bewußtlos werden lassen, aber dennoch so ausgeschaltet, daß er sich im Zustand der Paralyse befand. Einfach groggy, weggetreten, vorbei – aus.

Er vernahm das Schleifen des Eisens über den rauhen Beton und hörte auch wieder das verdammte Klingeln, wenn die Stäbe gegeneinander klangen. Für ihn eine Art von Todesmelodie.

»So«, sagte Sweet und keuchte dabei. »Das wäre geschafft.«

»Ich hole den Draht!« meldete sich Belle.

Long hörte ihn weglaufen. Jetzt wußte er, wie sie, es machen wollten. Draht hielt Eisen besser, Stricke konnten sich auf der doch ziemlich glatten Fläche verschieben, Lücken bilden und sich eventuell lösen. Dieses Risiko wollten sie nicht eingehen.

Noch lag er auf dem Bauch. Django aber bückte sich, umfaßte Rustys Beine und drehte den Körper auf den Rücken.

Der Beamte öffnete die Augen. Djangos gebückte Gestalt sowie sein fettes eingeschmiertes Gesicht ›schwammen‹ über ihm. Mit dem hellen Licht vermischten sie sich zu einer grauweißen Masse.

»Na, wieder da?«

Long gab keine Antwort. Sein Nacken schmerzte, als hätte man dort Sehnen in die Länge gezogen. Auch den ersten Treffer hatte er noch nicht verdaut. Unter seinem Haarschopf tobte eine kleine Hölle, die den Schädel fast sprengte.

Mit einem wütenden Ruck riß ihm Django die Beine auseinander, denn Belle war inzwischen mit dem Draht eingetroffen. »Ei«, sagte er, »das ist ja ein hübsches Drähtchen, einfach wunderbar. So dünn, aber gleichzeitig reißfest. Der hält auch Eisen.«

»Du kennst dich wohl aus, wie?« Rusty mußte sich die Worte einfach abquälen.

»Und wie ich mich auskenne, mein Freund.«

Longs Blick verbesserte sich. Die verdammten Schleier zogen allmählich davon. Gesichter erschienen, die sich ihm entgegensenkten.

Grinsende Münder in widerlich verzogenen Gesichtern. Augen, in denen die Freude über das Kommende leuchtete.

Sweet beschäftigte sich mit dem Eisen; Belle kümmerte sich um den Draht. Django tastete ab und zu nach der getroffenen Stelle. Immer dann, wenn er hinfaßte, überkam ihn die Wut. Da versprach er dem Polizisten die schlimmste Folter, die er sich vorstellen konnte.

Zunächst einmal zündete er sich einen hellen Zigarillo an, an dessen glimmender Spitze sich ein heller Ascherest bildete.

Gelassen schnippte er ihn nach unten, wobei es ihn nicht störte, daß

kalte Asche in das Gesicht des Polizisten fiel.
Sweet entwickelte sich zu einem Pedanten. Sehr sorgfältig drapierte er die Eisenstangen neben die beiden Beine des Polizisten. Er teilte sechs Eisenstangen in zwei Hälften auf.
»Meinst du, daß jeweils drei reichen?« fragte er Django.
Der überlegte. Seine Stirn überzog sich dabei mit einem Muster aus kleinen Falten. »Ich würde auf Nummer Sicher gehen und noch zwei dazulegen.«
»Ja, sofort.« Sweet holte neue.
Django schaute auf den Polizisten. Er rieb sich seine Hände. Der dünne Zigarillo klebte in seinem rechten Mundwinkel. Die Augen hatte er leicht verengt. Mit einem zufrieden wirkenden Nicken deutete er an, daß seine Freunde weitermachen konnten.
Sweet hob den Kopf. Mit einer blitzschnellen Bewegung der Zungenspitze leckte er über seine Lippen.
»Den Draht, Belle, Darling. Los, gib den Draht! Wir wollen ihn doch verschnüren…«
Bei Rusty Long stieg die Galle hoch. Jetzt kam die verdammte Angst, vor der kein Mensch gefeit ist.
Und wieder fiel Asche auf sein Gesicht…

***

London lag unter ihm!
Nicht in der Nacht, sondern jetzt am Tag. Der Himmel war auch nicht mehr so klar. Mit der Morgendämmerung waren dünne Wolken aufgezogen, die allerdings einen guten Sichtschutz boten, so daß die Sternen-Prinzessin und ihr junger Begleiter aus der Tiefe der Häuserschluchten nur schwerlich zu erkennen waren.
Sie aber flogen weiter…
Stießen hinein in den Dunst, umkreisten die Stadt auf der blanken Messerklinge, und Kevin Long wußte nicht mehr, was er von dieser Reise halten sollte.
Gestern, als er aus seinem Elternhaus geflüchtet war, da hatte er es noch als großes Abenteuer empfunden. Das war nun anders geworden. Er mochte nicht mehr bei ihr bleiben, sie faszinierte ihn auch nicht, sondern stieß ihn schon ab.
Noch etwas kam hinzu.
Er fühlte sich mies, innerlich ausgelaugt, als hätte man ihm ein Stück seiner Seele genommen. Es war alles so schrecklich, er fand keine Erklärung, nur wenn er hin und wieder über sein Gesicht strich, bekam er den Eindruck, als hätte sich dort etwas verändert.
Hätte man ihn gefragt, es wäre ihm unmöglich gewesen, eine genaue Auskunft zu geben. Vielleicht war seine Nase etwas gewachsen, die Haut eingefallen, nicht mehr so frisch wie sonst. Auch das Haar fühlte

sich anders an.
Als Elfjähriger war es ihm unmöglich, sich genau auszudrücken.
So fragte er mit der Naivität eines Kindes die vor ihm hockende Sternen-Prinzessin. »Was hast du denn mit mir gemacht, Consuela?«
»Wieso?«
»Du hast etwas getan, das spüre ich genau.«
»Nein!«
»Doch, ich bin anders.«
Sie drehte sich auf der Klinge und ging dabei geschmeidig in die Hocke. Ihr Lächeln war falsch, das merkte Kevin mit dem sicheren Instinkt des Kindes. Diese Person meinte es nicht ehrlich mit ihm, deshalb wich er auch zurück.
Consuela streckte ihm die Hand entgegen.
»Nein, nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Ich will nicht mehr. Ich will hier weg.«
»Aber es geht dir gut. Ich brauche dich noch. Du hast mich gelockt. Unsere Gedanken haben sich gekreuzt. Nur deshalb bin ich überhaupt auf dich gekommen, Liebling.«
»Ich will zu meinen Eltern!« Kevin hatte den Satz trotzig ausgesprochen und trat noch mit dem Fuß auf. »Ja, ich will zu meinen Eltern und nicht mehr länger bei dir bleiben.«
»Du hast deine Eltern verlassen.«
»Es sollte nur ein Abenteuer werden.«
»Ist es das denn nicht?« säuselte Consuela.
»Nein, nicht mehr. Jetzt habe ich Angst. Große Angst sogar.«
»Die gehört dazu, wenn man Abenteuer erlebt, mein kleiner Liebling. Die Angst muß sein.«
»Ich will aber nicht.«
»Das wird schon klappen, warte nur ab. Wir beide haben noch viele Abenteuer vor uns. Du bist meine Sicherheit, mein Garant für das weitere Leben. Du bist jung, Kevin, das brauche ich. Erst wollte ich den Sohn des Lichts haben, doch ich spürte, daß er sich gegen mich stellte. Nun müssen wir beide allein kämpfen.«
Auf der Stelle machte er kehrt. Die blanke Messerfläche gab sein Spiegelbild blaß wieder. Es sah aus wie ein in die Länge gezogener Schatten. Kevin starrte in den Himmel. Dünne Wolken Umtrieben sie. Sie brachten Kühle und Feuchtigkeit mit, die sich auf seine Haut legten und sich in den Augen mit dem Tränenwasser vermischten.
»Wenn du mich nicht…« Kevin holte noch einmal tief Luft. »Also wenn du mich nicht runterläßt, dann springe ich selbst in die Tiefe. Ich will hier weg, ich will es…«
»Bitte, spring!«
Kevin schrak zusammen. Damit hatte er nicht gerechnet. Fassungslos starrte er in Consuelas Gesicht. »Du… du würdest mich tatsächlich

springen lassen?«

»Sicher!«

Unglaube zeichnete sich auf den Zügen des Jungen ab. Er bewegte seinen Mund, ohne zu sprechen, sah wieder das falsche Lächeln und schaute über den Rand der Klinge hinweg.

Nur schwach erkannte er die Spitze der Gebäude, weil die dünnen Wolken wie auseinandergezogene Wartestreifen vorbeizogen. Beim ersten Hinsehen hatte ihn das Gefühl einer trügerischen Sicherheit überkommen. Vielleicht hielten ihn die Wolken fest, sie erinnerten ihn an eine Decke. Er zuckte zusammen, als ihn Consuela berührte.

»Wolltest du nicht springen, Junge?«

»Ja, aber…«

»Kein Aber. Bitte, versuche es!«

Kevin, der schon ziemlich dicht am Rand stand, wollte sich wieder zurückziehen. Das ließ die Sternen-Prinzessin nicht zu. Ihr Gegendruck hielt ihn auf der Stelle.

»Na, mein Kleiner?«

»Laß mich doch frei – bitte!« Kevin bettelte. Seine Stimme hätte einen Stein erweicht, nicht Consuela. Sie gab ein rauhes Lachen von sich – und stieß ihn vor.

Das war Mord an einem Kind!

Allerdings nur, wenn es dazu gekommen wäre. Kevin kippte zwar über die Kante des Messers hinweg, schrie auch auf, aber da war plötzlich der unsichtbare Widerstand, der ihn nicht nur hielt, sondern auch zurücktrieb, als wäre er gegen eine Gummiwand geprallt.

Zwei Arme umklammerten ihn, hielten ihn fest. Das Lachen der Sternen-Prinzessin hallte in seinen Ohren. Er bekam eine Gänsehaut und gab den Widerstand auf.

Sie streichelte ihn. Ihre Handflächen fuhren über seine Wangen.

Kevin versteifte sich. Plötzlich haßte er die Frau. Das war kein Streicheln, wie es seine Mutter getan hatte, diese Berührungen ekelten ihn schon regelrecht an.

»Laß mich!«

»Nein, Junge, ich lasse dich nicht. Wir beide gehören zusammen. Wir haben noch viel vor.«

»Was denn?«

»Das werde ich dir gleich sagen. Du hast doch gelesen, daß ich für die Gerechtigkeit eintrete. Ich mag es nicht, wenn Menschen Unrecht geschieht, wenn man sie quält und töten will…«

»Du quälst mich doch auch!« schrie er.

»Nein…« Consuela tat erstaunt. »Ich quäle dich nicht. Ich möchte bei dir bleiben. Wir haben noch viel vor. Wir werden Leben retten, Unschuldige vor einem grausamen Schicksal bewahren.«

»Das kannst du!« schrie Kevin. »Du kannst alles, aber ich möchte so

etwas nicht!«

»Du wirst es müssen!«

Kevin wischte Tränen aus seinen Augen. »Das… das verstehe ich überhaupt nicht. Wenn ich etwas nicht will …«

»Junge, du wirst es aus zwei Gründen tun müssen. Einmal brauche ich dich…«

»Und zum anderen?«

»Wollen wir doch ein Leben retten.«

»Ich nicht mehr!« rief er und schlug mit der Faust nach unten. »Ich nicht mehr.«

»Doch.« Sie lächelte weise und wissend. »Du wirst das Leben bestimmt retten.«

»Nein!«

Die Sternen-Prinzessin lachte auf. »Wirklich nicht? Auch dann nicht, wenn es sich bei dem Menschen, den du retten sollst, Kevin, um deinen Vater handelt?«

***

Wir waren über die Themse gefahren und befanden uns auf der Südseite des Flusses. Richtungsmäßig bewegten wir uns nach Osten zu, in die Hafengegend hinein.

Über London lag seit dem frühen Morgen ein leichter Dunst. Noch kein dicker Nebel, aber der konnte leicht kommen. Nahe des Stroms hatte sich der Dunst zu langen, wolkenartigen Gebilden verdichtet.

Wir sahen auf der anderen Seite den Tower, dessen gewaltiges Gemäuer verschwamm, als hätte jemand mit einem gewaltigen Lappen darüber hinweggeputzt.

Aus Sicherheitsgründen fuhren die Wagen mit Licht. Leider sehr langsam, so daß wir nur quälend vorankamen und immer wieder durch Staus aufgehalten wurden.

»Weißt du, wie groß das Londoner Hafengebiet ist?« erkundigte sich Suko.

»Nein.«

»Ich auch nicht.«

»Und die Kollegen konnten uns ebenfalls nichts Genaues sagen.«

Das war wieder so ein verdammter Punkt. Ich hatte mit den Rauschgift-Leuten telefoniert. Natürlich war bekannt, wer das Rauschgift-Geschäft kontrollierte, aber detaillierte Informationen, was die Anzahl der Dealer und Killer anging, konnte man uns auch nicht sagen.

Leider auch nicht, wo sie ihre Verstecke und Homes hatten.

Irgendwo im Hafen…

So klang mir der letzte Satz des Kollegen noch im Ohr. Er hatte sich auch nach einem Großeinsatz erkundigt, ich allerdings war dagegen.

Dieser Einsatz wäre zu auffällig geworden, wir hätten die Kerle zu leicht warnen können.

Also blieb es an uns beiden hängen.

»Wenn wir da etwas herausbekommen«, sagte Suko, »haben wir mehr als nur Glück gehabt.«

»Superglück.« Ich konnte wieder etwas schneller fahren. Die Tooley Street wurde in dem Bereich, wo sie in die Jamaica Road hineinstieß, wesentlich breiter.

Bis zu den Anlagen hatten wir nicht mehr weit zu fahren. Sie lagen an den Ufern der Themse verteilt, im Süden mehr als im Norden, deshalb hatten wir uns auch diesen Fleck ausgesucht.

Um Gangster im Hafen zu finden, mußten gewisse Regeln eingehalten wenden. Wir konnten zunächst davon ausgehen, daß sich die Leute nicht dort aufhielten, wo ein wilder Betrieb herrschte. Schmutzige Geschäfte erledigte man noch immer im Dunkeln, da waren die Mafiosi sehr konservativ geblieben.

Wenn sie schon nicht in der Nacht zusammentrafen, dann zumindest in einem Gebäude, das von außen her nicht eingesehen werden konnte. Davon gab es genug im Londoner Hafen.

Fabrikhallen, die mal für Wochen oder Monate leerstanden, bevor sie angemietet wurden. Aber auch alte Lagerhäuser oder Schuppen.

Barackenähnliche Bauten, um die sich kein Mensch kümmerte, ideal als Unterschlupf für Banden.

Gerade vor den Banden hatten uns die Kollegen gewarnt.

Street Gangs kontrollierten einen großen Teil des Rauschgift-Geschäfts. Brutale Schläger, nach dem Raster der Banden in Los Angeles aufgezogen. Beziehungslos, nur auf Geld hinaus, wobei es keine Rolle spielte, wie die Scheine verdient wurden.

Wer Millionär werden wollte, der mußte eben über Leichen gehen.

Nach dieser Maxime handelten sie.

Drogentote gab es leider genug in der Stadt. Jeden Tag starb jemand unter dem Einfluß des Weißen Gifts. Immer wieder wurden uns die Bilder vor Augen geführt, nur die verdammten Dealer selbst sahen sie nicht oder wollten sie nicht sehen.

Wir fuhren in eine schmale Straße, die einen Halbbogen beschrieb und Dockhead hieß. Sogar eine kleine Kirche passierten wir. Ihr Gemäuer war ebenso grau wie die übrigen Häuser in dieser Gegend.

Noch durchrollten wir Wohnviertel. Straßen, in denen es zwar Leben gab, die trotzdem tot wirkten. Nicht so schlimm wie in der Süd-Bronx, wo nur mehr Gerippe standen, die Menschen hier hielten ihre alten Häuser noch etwas in Schuß, sie brannten sie nicht einfach aus, aber wenn Renovierungspläne irgendwann in die Tat umgesetzt würden, konnte niemand für etwas garantieren.

Der Dunst legte noch einen zusätzlichen Grauschleier über die

Gegend. Aus einigen Kaminen quoll träger Rauch, der bei der Windstille kaum zerfaserte.

Ein sehr großes Dock führte wie ein breiter Arm von der Themse aus in das Gebiet der Stadt hinein.

Hallen und Kräne grenzten es ein. Im Dock wurde hart gearbeitet.

Wir hörten das Kreischen der Sägen, das helle Anschlagen der gewaltigen Hämmer, die Stimmen der Vorarbeiter, die durch Megaphone verstärkt wurden, all die Hektik bekamen wir als vorbeirauschende Geräuschkulisse überdeutlich mit.

»Hier versteckt sich bestimmt keiner«, sagte Suko.

Der Meinung war ich auch.

Noch weitere zehn Minuten kurvten wir durch das Hafenviertel, fuhren über Gleise, stachen in enge, mauerngesäumte Straßen oder Gassen hinein, erreichten Plätze, wo Berge von Schrott lagen, über denen gewaltige Magnetkräne schwebten, und entdeckten hin und wieder auch Bauten, die aussahen, als würden sie leerstehen.

»Sollen wir die alle absuchen?« fragte Suko.

Ich trat auf die Bremse und schlug mit der flachen Hand auf den Lenkradring. »Weiß ich nicht, verdammt! Wir können uns ja einige von denen vornehmen.«

»Wenn ich zu den Dealern gehören würde, John, dann hätte ich auch Wachen aufgestellt.«

Ich schaute Suko an. »Nicht schlecht, die Idee. Wir könnten uns auf diese Wachen konzentrieren. Wenn also jemand dumm in der Gegend herumsteht, müßten wir davon ausgehen, daß er etwas bewacht.«

»So blöd es sich anhört, ja.«

»Das ist Kinderkram. Ich meine…«

»Du meinst jetzt gar nichts mehr!« Sukos Stimme klang scharf. Ich zuckte überrascht zusammen. So hatte ich ihn selten sprechen gehört. Er hockte wie versteinert neben mir und hielt den Arm ausgestreckt, so daß die Zeigefinger schräg durch die Frontscheibe wies.

»Schau nach oben!«

Die Stahlskelette der Kräne ragten in den Himmel. Dazwischen trieb wolkenartiger Dunst wie eine Meeresströmung. Er war nicht so dicht, daß er alles hätte verdecken können.

Auch nicht die beiden Gestalten auf dem Messer!

Mir blieb für einen Moment vor Staunen der Mund offen. Das war tatsächlich ein Hammer.

Zufall, Glück?

Wahrscheinlich beides. Jedenfalls hatten wir die Spur gefunden, den roten Faden wieder aufgenommen.

Suko stieß mir in die Seite. »He, Alter, wach auf! Ich glaube, wir sollten hinterher.«

»Und wie…?«

***

Kevin weinte…

Er hatte es nicht glauben wollen, daß Menschen seinen Vater umbringen sollten. »Das ist nur ein Trick von dir!« schrie er und schlug mit beiden Fäusten auf die Sternen-Prinzessin ein, der es nichts ausmachte, seine Hände festzuhalten und den Jungen in die Knie zu zwingen.

»Es ist kein Trick, Kevin. Es ist die Wahrheit. Dein Vater ist Polizist, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann jagt er auch Verbrecher?«

Kevin nickte.

»Und eben diese Verbrecher haben es geschafft, deinen Vater festzunehmen. Sie haben ihn verschleppt, sie wollen ihn ermorden, weil er ihnen auf den Fersen war.«

Harte Worte, die der Elfjährige erst verdauen mußte. Er nickte, schluckte und starrte die Person vor ihm an. In ihrem Gesicht konnte er keine Falschheit entdecken, sie schlug die Augen nicht nieder, sondern wartete Kevins Reaktion ab.

»Und du weißt tatsächlich, wo sich mein Vater aufhält?«

»Ich spüre es. Aber ich spürte es nur, weil du mir die Kraft dazu gegeben hast.«

Kevin dachte nicht über die Worte nach, ihm brannte eine andere Frage auf den Lippen. »Können wir denn hin?«

»Willst du denn?«

»Ja, ja, ja!« brüllte er. »Ich will hin, ich muß einfach hin.«

»Dann bitte.«

Ein verirrter Sonnenstrahl, der ein Wolkenloch gefunden hatte, warf einen Reflex auf die breite Messerklinge, als sich die Sternen-Königin wieder auf die Reise begab.

Was mit einem normalen Fahrzeug ziemlich lange gedauert hätte, klappte bei ihnen innerhalb von Sekunden. Plötzlich lag ein breites, graues, fließendes Band unter ihnen, der Fluß.

Dann die Docks, der Hafen, über den ebenfalls die Schleier hinwegkrochen, so daß die Gebäude nicht mehr kalt und scharf unter ihnen lagen. Dennoch konnte der Junge aus seiner Vogelperspektive die Lücken erkennen, die Züge, die großen Tracks, die Schiffe, die be- und entladen wurden sowie die Arbeiter in den Docks, deren Helme verschiedenfarbig leuchteten.

Ein Bild, das er so nicht kannte und jetzt zum erstenmal sah. Sie verloren an Höhe.

Wind streifte gegen sein Gesicht. Er brachte auch den Dunst mit, der die Haut wie feuchte Tücher umfing.

Die Landung.

Sie erfolgte weich und sicher, sogar lautlos. Nicht einmal ein Schaben war zu hören, als das breite Messer mit seiner unteren Seite über den Boden hinwegglitt.

Etwas verstört schaute sich der Junge um. Er kannte sich überhaupt nicht aus.

Consuela nahm ihn an der Hand und führte ihn von ihrem Fluggerät fort. Noch immer verwirrt fragte Kevin: »Mein Vater, du hast von meinem Vater gesprochen. Wo ist er?«

Die Sternen-Prinzessin deutete auf ein hellgraues, rechteckiges Gebäude mit einer ebenfalls grauen Tür als Eingang. Die Fenster waren ebenfalls schwarz gestrichen.

»Er ist dort. Geh hinein, die Tür ist nicht verschlossen! Geh hinein und versuche, ihn zu retten. Aber beeile dich, sonst wird er sterben.«

Und Kevin rannte mit weichen Knien und laut klopfendem Herzen los…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Nr. 553 »Totenlade mit dem Satan«